P. o. germ.
30
ma/12

.O. germ. 30 ma-2

<36616528050018
<36616528050018
Bayer. Staatsbibliothek

Romantik und Liebe.

Eine Sammlung
von
Erzählungen
nach dem Englischen

von

L. von Alvensleben.
(Gustav Sellen.)

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1831.

P.O. germ. 30 ma-2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B

Inhalt.

Seite.

I. Esther Wharncliff. Erzählung aus den Zeiten der Königin Maria von England . . 1

II. Der letzte Tag des Sturmes. Eine Irische Erzählung 49

III. Die Falknerei der Liebe. Englische Erzählung 101

IV. Der fremde Ritter. Eine humoristische Erzählung 161

V. Der Verbannte. Eine englische Geschichte v. W. H. Worrison, Esq. 185

VI. Der Ball zu Riobamba. Eine amerikanische Erzählung v. John Edwards, Esq. . . . 223

I.

Esther Wharncliff.

Erzählung aus den Zeiten der Königin Maria von England.

Es war ein trüber Decemberabend des Jahres 1555, und der Schnee, welcher in dichten Flocken herabfiel, verkündete schon seit einigen Stunden einen herannahenden Sturm, als durch die kalte Luft der klare Ton der Glocke von dem Thurme der Kreuzbrüder erklang. Der Zweck dieses Zeichens war zwar noch nicht ganz vergessen, aber in London achtete man seiner nicht mehr, und schon lange, nachdem der Ton der Glocke verhallt war, drehte Esther Wharncliff, an der Seite eines spärlich brennenden Feuers sitzend, munter ihr Spinnrad. Das finstere Gemach, welches sie bewohnte, gehörte zu einem gros-

sen Gebäude, das in kleineren Abtheilungen an arme, aber achtungswerthe Familien vermiethet war. Die Stube war groß, das Hausgeräth ärmlich, und wenn die heller auflodernde Flamme die geschwärzten Wände beschien, so ließ sich überall die größte Ordnung und Reinlichkeit wahrnehmen, doch schien dadurch die Armuth der Bewohner nur noch bemerklicher zu werden.

Esther mochte etwa sieben und zwanzig Jahre zählen. Ihre Züge, vom Kummer entstellt, waren dennoch schön, und obgleich sie die Kleidung der niedrigsten Stände trug, konnte man erkennen, daß sie nicht von gemeiner Herkunft sei. In ihrem Zimmer, und man konnte wohl sagen, in der ganzen, weiten Welt, hatte Esther nur einen Gefährten — ihr Kind; einen Knaben, etwa acht Jahr alt, welcher auf einem niedrigen Stuhle kauernd vor dem Feuer saß, aus einem großen Buche lesend, das offen vor ihm da-

lag. Es war jenes Buch der Weihe, das schon so Vielen Trost und Erhebung gewährt hat.

Zuweilen hielt er inne, um auf die Erklärungen und Auslegungen seiner Mutter zu hören, noch öfter aber, um zu lauschen, ob rings umher alles still sei, und er mit Sicherheit in der gefährlichen Beschäftigung fortfahren könne.

Der Saame der Wahrheit war um jene Zeit durch ganz England ausgesäet, und während der Regierung des letzten Königs, Heinrich VI., durch den Protector Somerset geschützt, hatte der protestantische Glaube bereits tiefe Wurzeln geschlagen, und seine Zweige waren weit durch das Land verbreitet. Bei der Thronbesteigung Maria's, 1553, und ihrer nachmaligen Vermählung mit dem tyrannischen Philipp II. von Spanien, war der katholische Glaube neuerdings als der herrschende eingeführt worden, und durch

ihre eigene Grausamkeit, wie durch die Eingebungen ihrer Räthe bewogen, gestattete und befahl die Königin die fürchterlichsten Verfolgungen gegen Alle, welche es wagten, der neuen Secte anzuhängen, ja sogar gegen die, welche nur die heilige Schrift in ihrer Muttersprache lasen. Aber Widerspenstigkeit und Ketzerei waren wie immer, so auch hier, das Ergebniß der Verfolgungen; und die reineren Geister, welchen die heilige Schrift einmal zugänglich geworden war, konnten ihres Trostes nicht mehr beraubt werden.

Unter der Zahl dieser war auch Esther Wharncliff; in einem kurzen Leben hatte sie schon bittere Erfahrungen gemacht; so kam sie zu der Ueberzeugung, daß die Hoffnung am unumstößlichsten ist, deren Erfüllung von der Ewigkeit abhängt, und so war sie lebhaft bemüht, in ihrem Kinde schon frühzeitig religiösen Sinn zu wecken.

Der Knabe schien, zur Unterstützung ihrer Bemühungen, schon von der Natur mit Gottesfurcht und Religiösität begabt zu sein. Jeder andern Neigung Gegenstand war dahingestorben, oder von ihrem Herzen gerissen worden, und ihr kleiner Walter jezt das einzige Band, welches sie noch an das Leben fesselte, der einzige Gegenstand ihrer Sorge. Und oft, wenn sie tief in die Nacht hinein arbeitend, müd und matt ward, so gab der Gedanke an die Hülflosigkeit ihres Kindes ihr neue Kräfte.

An dem Abende, an welchem wir sie mit dem Leser bekannt machen, saß sie lange schweigend da, und bemerkte die Pausen, die Walter machte, nur selten. Wahrscheinlich hing sie dem Kummer nach, ihr Kind so jeder Freude seines Alters beraubt zu sehen, oder dachte ihres eigenen schwerbereuten Fehltrittes, durch den sie in diese hülflose Lage gestürzt ward.

»Walter!« rief sie endlich, plötzlich aufspringend; »es wird spät, und für Dich Zeit, zu Bett zu gehen. Leg' für heut' Dein Buch bei Seite.«

Schweigend gehorchte der Knabe, legte das Buch an seinen gewöhnlichen Ort des Versteckes, und kniete dann vor seiner Mutter nieder, um ihren Segen zu empfangen.

»Noch nicht, mein Kind,« sagte sie, ihn zu sich emporziehend. »Du mußt erst essen. Es ist schon lange her, seit unserer Mahlzeit, und wenn ich Dir auch heut' nur wenig zu geben habe, so hoffe ich doch, daß wir mit Gottes Hülfe morgen reicher sein werwerden.«

»Nein, Mutter, heute nicht;« erwiederte er, indem er die Brodrinde, welche sie ihm reichte, sanft bei Seite schob, und sich bereitete, zur Ruhe zu gehen.

»Bist Du nicht hungrig, mein Kind?« fragte sie mit zärtlicher Besorgniß.

»O ja, Mutter, aber Du hast seit Mittags nichts gegessen, und dabei angestrengt gearbeitet; Du bedarfst es daher mehr als ich.«

Bei diesen Worten war das unglückliche Weib unfähig, ihre Thränen noch länger zurückzuhalten; sie preßte ihr Kind an ihr Herz, und weinte bitterlich.

»Lieber Sohn,« sagte sie dann, »denke nicht an mich; ich habe genug gehabt. Du aber bist jung; iß daher. Ich wollte nur, es wäre mehr; doch wäre es das Letzte, was ich auf Erden hätte, es sollte Dir gehören.«

Nur widerstrebend gehorchte Walter; nachdem er dann sein unschuldvolles Gebet zum Himmel gesandt hatte, legte er sich auf sein kleines Strohlager, und versank bald in den süßen, festen Schlaf der Kindheit. Als das unglückliche Weib sich allein sah, ward sie von der Aussicht, sich selbst, und den, den

sie mehr als sich selbst liebte, bald dem gänzlichen Mangel Preis gegeben zu sehen, überwältigt, ließ ihr Haupt auf ihre Brust herabsinken, und ihren Thränen freien Lauf.

»Was kann das nützen!« rief sie, plötzlich aufspringend. »Die Arbeit allein kann uns vom Verderben erretten; Arbeit allein kann das Nöthige zum morgenden Lebensunterhalt herbeischaffen.« Wieder setzte sie sich daher zu ihrem Rade, und unter strömenden Thränen fuhr sie emsig zu arbeiten fort.

Mehrere Stunden war sie schon so beschäftigt gewesen, und in der Stadt war jedes Geräusch verstummt, das Geheul des Sturmes und das Schlagen der Glocken allein ausgenommen, Da ward plötzlich ein schwerer Fußtritt auf der Treppe hörbar, die zu dem Gebäude führte, und bald darauf schien es, als nähere sich Jemand ihrer Stube.

»Sollte es mein Mann sein?« rief sie, ihr Rad anhaltend, aus. »Was könnte ihn zu so ungewöhnlicher Stunde zu mir führen? — Nichts Böses, will ich hoffen!«

Es gab eine Zeit, wo ihr Herz bei dem Klange seines Trittes vor Wonne bebte; aber diese schönen Tage waren verschwunden, und jetzt erwartete sie seine Ankunft nur mit Sorge und Kummer. Bald ward ihre Thür leise und vorsichtig geöffnet, und ihr Mann trat herein, in einen weiten Mantel gehüllt.

»Esther!« sagte er, sie finster anblickend, »weshalb bist Du noch zu einer so späten Stunde wach?«

»Ich bin lange daran gewöhnt, zu wachen,« erwiederte Esther, »und habe nur wenig Zeit für den Schlaf.«

»Der Teufel kann wachen!« rief er »Pack Dich zu Bett, Weib. Es ist jetzt nicht die Zeit, wo ehrbare Frauen noch wach sind.«

»Jetzt nicht,« erwiederte sie. »Es ist schon viele Tage her, seit wir uns zum letzten Male sahen. Ich will ein frisches Stück Holz auf das Feuer legen, denn die Nacht ist rauh. Und wenn ich Dir auch keine Nahrung vorzusetzen habe —«

»Brauche sie heut' nicht, Weib,« erwiederte Wharncliff finster. »Und es kann kommen, daß ich sie nie mehr bedarf!« setzte er noch finsterer hinzu. »Geh zu Bett, sage ich. Was ich hier zu thun habe, kann ich am besten allein besorgen.«

»Um Gottes Willen, Walter, was meinst Du?« rief das arme, geängstigte Weib, indem sie mit einer schwachen Hoffnung, ihn sanfter zu stimmen, seine Hand ergriff. »Du sprichst fürchterlich!«

»Meinst Du?« erwiederte er mit spöttischem Lächeln. »Dann spreche ich von Herzen; denn ein Mensch, über dessen Haupt des Henkers Schlinge schwebt, muß wohl et-

was Furchtbares haben. — Hast Du Gold?« fragte er mit rauher Stimme.

»Gerechter Himmel!« rief Esther in schmerzlicher Ueberraschung. »Was ist Dir begegnet? Dein Blick ist wild und verstört; Du zitterst, Walter.«

»Hast Du Gold?« wiederholte ihr Gatte ungeduldig.

»O, Wharncliff,« fuhr das unglückliche Weib fort, »willst Du mir nicht vertrauen? Zwar sind wir uns leider längst entfremdet, aber willig würde ich noch jetzt, wie in den ersten Tagen unserer glücklichen Liebe, mein Leben opfern, um Dich vor Gefahr zu bewahren.«

»Ist das Weib taub oder wahnsinnig?« schrie Wharncliff, sich von Esther loswindend. »Ich sage Dir nochmals, gieb mir das Gold, was Du hast, und im Uebrigen verhalte Dich ruhig.«

»Ach, Walter,« entgegnete sie verzweifelnd, »ich habe kein Gold. — Ich habe nicht einen Pfennig, um für mein Kind zu morgen Frühstück zu kaufen.«

»Der Teufel!« murmelte er zwischen den Zähnen. »Aber,« fuhr er nach einer Pause fort, »Du hast Schmuck!«

»Ach, er ward schon längst verkauft!« erwiederte sie mit schmerzlichem Seufzer.

»Kein Rest von Silberzeug?«

»Nicht ein Quentchen!«

»Thor, der ich war, mich mit einer Bettlerin und ihrem Pack einzulassen!« rief er, noch zorniger als zuvor. Esther antwortete nur durch ihre Thränen.

»Aber Du hast Bücher — Kleider?« fuhr er fort.

»Nichts, als die Bibel meiner Mutter,« antwortete das zitternde Weib, »und diese —«

»Gieb sie mir augenblicklich;« rief er ungeduldig. »Das Buch ist mit Silber beschlagen, und es läßt sich aus dem Verkaufe einiges Geld lösen.«

»Oh, beraube mich nicht dieses einzigen Trostes,« rief sie außer sich. »Es ist die Gabe der sterbenden Mutter, und das letzte Andenken, welches ich von ihr besitze.«

»So behalte es denn, Weib, und wenn Du Deinen Gatten nach dem Galgen führen siehst, die Folge Deines Eigensinnes, so suche in den Blättern dieses Buches den Trost, den Dein Gewissen Dir nicht gewähren kann.«

»O, Walter, Du thust mir schweres Unrecht,« betheuerte sie. — »Was Du auch befürchtest — was Dein Verbrechen sei, bin ich Deines Vertrauens nicht werth? — Nimm es, nimm selbst dies theure Buch. Nimm Alles, was ich auf Erden besitze, Alles, ausser meinem Kinde, und wenn Dich dies ret-

ten kann, will ich mit Freuden untergehen. Aber verlaß mich nicht so; scheide nicht im Zorne von mir. Lieber wollte ich mit Dir an das fernste Ende der Welt fliehen, und an Deiner Seite Elend und Schande tragen, als hier in Unwissenheit sterben.«

»Großherziges Geschöpf,« rief Wharncliff, durch so viel Edelmuth endlich gerührt, »häufe Flüche auf mein Haupt, denn ich habe sie an Dir verdient, doch foltere mich nicht durch Worte wie diese.«

Die Gefühle des Elenden waren für einen Augenblick zu tief, um ihm Worte zu gestatten. Er preßte die Hand auf die Augen, und stand schweigend und regungslos da. »Es ist zu spät!« schrie er endlich, auffahrend; »zu spät zu Allem, außer dem Bekenntniß meiner Schande. Aber ich kann Dir wenig erzählen, Esther,« sagte er mit bitterm Lächeln, »als was ich Dich durch meine Handlungen schon längst gelehrt habe. Wollte ich

Dir sagen, ich sei ein Bösewicht; was wäre es? Du kennst mich lange durch mein Benehmen gegen Dich und mein armes Kind als den schändlichsten aller Bösewichter.«

»Sprich nicht von dem, was vergangen ist,« bat Esther. »Wir Alle sind dem Irrthume unterworfen, und die Reue kömmt nie zu spät.«

»In meinem Herzen,« erwiederte er, »müssen ihre Keime, wie ich fürchte, in dem Grabe ersticken. Flucht, augenblickliche geheime Flucht, ist meine einzige Aussicht zur Rettung, und ohne Geld sehe ich auch diese Hoffnung unerreichbar.«

»Ach,« rief Esther, »was ist Dir begegnet? — Sag' mir Alles, aus Barmherzigkeit — sage es mir!«

»Es war eine Zeit,« entgegnete Wharncliff, »wo ich mich nicht so vor Dir gedemüthigt haben würde. Verschwendung hat mich, wie Du weißt, schon lange zum Bett-

ler gemacht. Ich spielte, leidenschaftlich — verzweiflungsvoll — auch das weißt Du. Einen Monat nach dem andern, als Alles dahin war, lebte ich von dem ungewissen Erfolge des Augenblickes. Das Unglück verfolgte mich. Oft wußte ich nicht, wo ich die Nacht zubringen sollte; manchen Tag hatte ich kaum die nothdürftigste Nahrung, und in einem Augenblicke der Verzweiflung verzichtete ich auf meinen letzten Trost. Ich war vor Hunger sterbend, nein — ich war wahnsinnig, da unterzeichnete ich das Todesurtheil meiner Achtung unter den Menschen — ich machte falsche Wechsel. Ich bin entdeckt; die Diener der Gerechtigkeit sind selbst in diesem Augenblicke in meiner Verfolgung begriffen. — Horch!« rief er, und schauderte, indem er lauschend inne hielt. »Die Bluthunde haben meine Spur aufgefunden.«

Mit sprachlosem Entsetzen starrte Esther auf das krampfhaft verzerrte Gesicht ihres

Gatten. Sie versuchte, ihn zu beruhigen. »Alles ist still,« sagte sie. »Für einige Zeit mindestens bist Du hier in Sicherheit; Wenige kennen meinen Aufenthalt, und noch Wenigere wissen, daß ich Dein Weib bin. Wenn der Tag anbricht, will ich in die Stadt gehen, und einen Käufer für das heilige Buch suchen, so wie für Alles, was ich auftreiben kann. Und wohin Du dann auch fliehen magst: Ich und Dein Kind begleiten Dich.«

»Unmöglich!« erwiederte Wharncliff, durch ein selbstsüchtigeres Gefühl angetrieben, als er bekennen mochte. »Wir sehen uns nie wieder. Von nun an mußt Du vergessen, daß Du mich je Deinen Gatten genannt hast. Denn wenn in meinem Unglücke auch die Erinnerung an Dein Elend mein bitterstes Gefühl sein wird, so darf ich doch nicht zugeben, daß Du mein Elend theilst.«

»Willst Du, daß Dein Kind umkommen soll?« fragte Esther hastig.

»Der Zufall wird ihm Freunde zuführen, wenn ich fort bin,« sagte Wharncliff ruhig, denn seine gewöhnliche Selbstsucht hatte die sanfteren Regungen seines Herzens schon wieder verdrängt. »Du weißt ja, Du hast seit längerer Zeit Mittel gefunden, für Deinen und seinen Unterhalt zu sorgen.«

»Ich kann in einem anderen Lande eben so gut arbeiten, als hier,« erwiederte das treue Weib.

»Nicht mit mir;« sagte Wharncliff finster. »Allein zu entkommen wird schon schwierig sein, in Deiner Begleitung aber, unmöglich. — Und überdies, Esther,« fügte er bitter lächelnd hinzu, »will ich Dir nicht länger den Triumph gönnen, Zeugin meiner Erniedrigung zu sein. Gieb mir das Buch; ich selbst werde Mittel finden, es zu verkaufen. Und jetzt,« sagte er, als ob er das

Gespräch mit seiner Gattin mit Gewalt abbrechen wolle, »jetzt laß mich meinen Sohn noch einmal sehen, und dann: Lebewohl für diese Welt!«

Nach diesen Worten eilte er an das Lager seines Kindes, kniete an dessen Seite nieder, und preßte seine Lippen auf die Stirn des Knaben; hastig richtete er sich dann wieder auf, und sagte, zu Esther gewendet: »Vergieb mir, Esther; vergieb mir, und bete für mich!«

Kaum hatte sein verzweifelndes Weib seine Wange an der ihrigen gefühlt, hatte kaum seine Worte gehört, als er auch schon zum Zimmer hinauseilte und die Thür hinter sich zuzog, so für immer sich von ihr trennend.

Aus dem Starrsinne, in den sie versank, ward sie endlich durch die Stimme ihres Kindes gerissen; ihre Klagen hatten den Knaben erweckt, und er fragte nun, sich aufrichtend,

ängstlich, weshalb sie weine. Durch ihren Schmerz so überwältigt, wie sie es war, tönte die schwache, zitternde Stimme des Kindes fast geisterhaft an ihr Ohr, und ein frischer Strom von Thränen war die einzige Antwort, deren sie fähig werden konnte. Das Kind ward durch ihren Kummer in Furcht gesetzt, und die kleine Hand des Knaben zitterte, als er sie um den Hals der Mutter schlang, und sie bat, zu Bett zu kommen. »Schlafe fest, mein Kind,« sagte sie; »es ist noch nicht Morgen.« Dann legte sie ihren Kopf neben den seinigen auf das Kissen, und suchte ihn zu beruhigen.

Während dessen hatte Wharncliff die Strasse wieder erreicht, und eilte nach der Wohnung eines Weibes, Namens Paine, welche ihm zur Verschwendung seines Erbtheiles behülflich gewesen war, den Gewinnst des Spieles mit ihm getheilt, und durch ihre Verschwendungssucht viel dazu beigetragen hat-

te, ihn zu dem Schritte zu treiben, der jetzt sein Leben in Gefahr setzte.

Mit dem Entschlusse, seine Flucht zu theilen, hatte dies Weib einen großen Theil der Nacht damit zugebracht, alle die geringen Mittel, deren sie habhaft werden konnte, zu sammeln, während Wharncliff, auf ihre Veranlassung, es unternahm, sein unglückliches Weib alles dessen zu berauben, was sie noch etwa von Werth besaß.

»Bei allen Heiligen,« rief er, zu ihr eintretend, und sein Päckchen auf den Boden werfend, »wenn deine Unternehmungen nicht erfolgreicher gewesen sind, als die meinige, so magst du hier bleiben, und für dich selbst sorgen, denn ich habe nicht so viel gefunden, meine Ausgaben zu bestreiten, geschweige denn die Deinigen.«

»Hatte die Elende kein Gold?« fragte die verruchte Paine.

»Nicht einen Farthing! — Das arme Ding, sie hatte nicht eine Brodrinde; doch habe ich ihr das da geraubt.« Bei diesen Worten zeigte er auf das Päckchen, welches er an den Boden geworfen hatte.

»Was haben wir hier?« fragte Mrs. Paine, das Tuch, in welches er die Bibel geschlagen hatte, aufhebend. »Wie?« rief sie aus, »eine Bibel, in unserer Muttersprache? — Ich wollte, ich wäre sie erst glücklich wieder los.«

»Je eher, desto besser!« sagte ihr Gefährte, »denn wir müssen hinweg, und zwar ohne Zögern. — Dein Freund, der Jude, ist ohne Zweifel schon auf den Beinen.«

»Was!« rief das Weib, ihn voll Entsetzen ansehend. »Willst Du, daß eine Klage der Ketzerei gegen mich anhängig gemacht werden soll? Ungeheuer, willst Du mich auf dem Scheiterhaufen verbrennen sehen?«

»Du darfst Deinem Freunde, dem Juden, trauen;« sagte Wharncliff ruhig.

»Darf ich? wirklich?« erwiederte Mrs. Paine. »Ei, er ließe mich für einen Sechspence hängen.«

»Nicht, wenn Du ihm einen Schilling gäbst, den Handel zu beeilen,« sagte Walter. »Doch nun nichts weiter; Du verschwendest die kostbarste Zeit.«

»Was soll das Alles bedeuten?« fragte seine Genossin, ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken. — Selbst während sie von ihrem vorgeblichen Entsetzen sprach, hatte sie sich damit beschäftigt, das Buch zu durchblättern. Jetzt schlug sie den Titel auf, wo die Namen Esthers und ihrer Mutter mit dem Datum standen, an welchem das Geschenk gemacht worden war. Als sie den kurzen Vers las, der dies begleitete, schien sie plötzlich von einem Gedanken ergriffen zu werden; denn ihre Furcht war augenblicklich ver-

gessen, und ihre Züge erheiterten sich, was Wharncliff nicht entging. Aber sie ließ ihm keine Zeit zu weiterer Ueberlegung, sondern schlug rasch das Buch zu, sprang auf, nahm ihren Mantel, und sagte: »Es ist wahr, ich habe dem Juden schon in wichtigeren Dingen vertraut, und wenn bei der gegenwärtigen Sache Gefahr ist, so unterwerfe ich mich ihr gern Deinetwillen, Walter. Dieser silberne Beschlag ist werthvoll, und wir bedürfen alles dessen, was wir zusammenbringen können.«

Bei diesen Worten verließ sie hastig das Zimmer, Wharncliff ihrer baldigen Rückkehr versichernd. Auch ließ sie ihr Versprechen nicht unerfüllt. Ihr Handel mußte bald abgeschlossen gewesen sein, und in der nächsten halben Stunde waren die schuldbelasteten Flüchtlinge schon auf ihrer Reise in ein fernes Land.

Die arme Esther, durch Kummer und Wachen erschöpft, schlief während dessen an

der Seite ihres Kindes; und die zögernde Sonne hatte sich schon weit über den Horizont erhoben, als sie zu neuer Erinnerung ihres Mißgeschickes erwachte. Ihr erster Gedanke war ihres Gatten Verbrechen, und dabei drängte sich ihr auch die Ueberzeugung ihrer eigenen gänzlichen Verlassenheit auf. Aber der Schlaf hatte die Heftigkeit ihres Kummers gelindert, und als sie sah, daß der Knabe noch immer schlief, nahm sie die Arbeit des vergangenen Tages, dafür die Nahrung des gegenwärtigen zu erhalten, und verließ ihre traurige Wohnung.

Ihre kleinen Händel waren bald geschlossen, und sie fühlte eine Art von Entzücken, indem sie die spärlichen Vorräthe vor dem Knaben ausbreitete, dadurch die Ueberzeugung gewinnend, daß sie ihn wieder einen Tag erhalten habe. Aber dieser Funke der Freude sollte nicht von langer Dauer sein. Noch waren nur wenige Minuten vergangen, da schall-

te lauter Lärmen aus den unteren Theilen des Gebäudes herauf; schwere Fußtritte kamen die Treppe herauf, die Thür ward rasch geöffnet, und die Diener der Gerechtigkeit standen vor der überraschten Esther. Diese vermuthete augenblicklich, die Männer kämen, um ihren Gatten aufzusuchen, und empfing sie, gelassen nach ihrem Begehren fragend, indem sie Gott innerlich für das glückliche Entkommen Wharncliffs dankte.

»Dies Papier,« sagte der Anführer, »wird Sie davon am besten in Kenntniß setzen.« Und indem er sprach, überreichte er ihr eine zusammengelegte Schrift. Sie entfaltete das Blatt, und vergebens wäre jedes Bemühen, ihr Entsetzen zu beschreiben, als sie einen Verhaftsbefehl gegen sich und ihren Knaben, der Ketzerei angeklagt, erblickte. Es war ein fürchterlicher Augenblick. Sie wußte, daß das Geheimniß ihres Glaubens nur ihrem Gatten bekannt sei, und der gräßliche Ge-

danke, daß er sie geopfert habe, um der Rache der Gesetze zu entgehen, drohte sie zu tödten.

»Mein Kind! mein Kind!« schrie sie angstbeklommen. »Muß auch mein Kind untergehen?« Dann stürzte sie auf den Knaben zu, und preßte ihn ein Mal über das andere an ihre Brust, als wollte sie sich von seinem Leben überzeugen. Sie küßte ihn leidenschaftlich, benetzte ihn mit ihren Thränen, und rief ihn mit den zärtlichsten Namen. Eine Art Stumpfsinn folgte diesem Ausbruche der Leidenschaft, und von Mitleid ergriffen, verbot der Anführer der Gerichtsdiener, sie zu stören. Bald erholte das unglückliche Weib sich wieder; dann sah sie auch augenblicklich ein, was ihrer gegenwärtigen Lage gezieme, und indem sie aufstand, sagte sie mit ruhiger Fassung: »Ihr Herren, ich bin bereit, Euch zu folgen.«

»Verlaß mich nicht, Mutter!« flehte der Knabe, sich fest an sie klammernd.

»Nimmer! nimmer, als im Tode!« erwiederte sie.

»Ist nichts hier,« fragte nun der Polizeiofficiant, »was Sie mit sich zu nehmen wünschten?«

»Nichts!« sagte sie, einen Blick der Trauer rings umher werfend, und folgte dann den Dienern der Gerechtigkeit.

Während der blutigen Regierung Maria's hätte ein Kerker die Ueberschrift von Dantes Hölle vollkommen verdient, und Esther fühlte, als sie die schweren Pforten hinter sich hatte, daß für eine der Ketzerei Angeklagte wenig Hoffnung des Entkommens sei. Zwar kannte sie das Zeugniß nicht, das man gegen sie aufstellen würde, aber sie kannte ihre eigene Strafbarkeit und war stolz darauf.

Endlich erschien der Tag, an welchem das Geschick Esthers entschieden werden sollte, und

indem sie für sich und ihr Kind ihren Anzug so reinlich und nett als möglich einrichtete, machte sie sich gefaßt, mit Ergebung, aber auch mit Festigkeit vor ihre Richter zu treten.

Drei der königlichen Verordneten, von denen der Eine der schändliche Bonner selbst war, bildeten ihren Richterstuhl und ihre Jury; nicht ein einziger Zeuge ward ihr gegenübergestellt. Eine schriftliche Anklage ward durch einen niedern Offizianten verlesen; hierdurch ward sie beschuldigt, sich von dem herrschenden Glauben zu entfernen, besonders aber, eine englische Bibel, so wie andere ketzerische Bücher, zu besitzen, und ihrem Kinde die giftigen Grundsätze derselben beizubringen.

Sie vertheidigte sich nicht, und leugnete nicht; und erst, als die verhängnißvolle Bibel, welche ihr Gatte der Mrs. Paine zum Verkaufe gegeben hatte, ihr als Zeugniß vor-

gelegt ward, schien sie an der Verhandlung wieder Theil zu nehmen. Bei diesem Anblicke drängte sich ihr erster Verdacht gegen ihren Gatten ihr mit furchtbarer Gewißheit wieder auf, und indem sie einen leisen Schrei ausstieß, bedeckte sie sich das Gesicht mit beiden Händen, als wollte sie jene Ueberzeugung verscheuchen, und sagte dann mit matter Stimme: »Ist er so ganz gesunken?«

Ein weiteres Bekenntniß konnte man nicht von ihr erlangen, bis die Richter endlich ungeduldig wurden, und sie zur Tortur zu führen befahlen. Das Angstgeschrei ihres Knaben, der sich bei diesem gräßlichen Gebote verzweifelnd an sie anklammerte, der kalte Schweiß, der von seiner Stirn auf ihre Hand perlte, erweckten sie jetzt zu einem Gefühle ihrer Lage.

»Ihr Herren,« sagte sie, als sie die Thränen des Knaben gestillt hatte, »es thut mir leid, daß ich Sie des Vergnügens berau-

ben

ben muß, Zeugen meiner Schmerzen zu sein. Verlangen Sie das Bekenntniß meines Glaubens, so bedarf es keiner Tortur, es von meinen Lippen zu vernehmen. Das Buch gehört mir, und ich habe oft einen Trost aus ihm geschöpft, den keine Verfolgung zu vernichten im Stande ist.«

Es bedurfte weiter keines Beweises zu ihrer Ueberführung; die Untersuchung ward damit geschlossen, daß die Richter sie selbst und ihr Kind zum Tode verurtheilten. Sie sollten am folgenden Tage verbrannt, und ihre Asche in die Lüfte gestreut werden.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als die unglückliche Gefangene sich auf das ärmliche Strohlager warf, das ihr als Ruhestätte angewiesen war. Aber vergebens wünschte sie, daß der Schlaf ihre Augenlieder schließen möchte; sie verlor das Bewußtsein ihrer Lage nicht eine Minute; ihr Knabe hatte sich schon lange in den Schlaf geweint.

Als sie so sich ruhelos umherwarf, hörte sie ein leises Geräusch auf dem Gange, der zu ihrem Kerker führte. Sie wußte nicht, wie es kam, daß dadurch eine schwache Hoffnung in ihr erweckt wurde; sie sprang auf von ihrem Lager, und horchte mit angehaltenem Athem auf die Wiederholung des Geräusches. Es war keine Täuschung gewesen; die Riegel an der Thür ihres Kerkers wurden behutsam zurückgeschoben. »Wäre es möglich,« sagte sie zu sich selbst, »daß mein Kind noch gerettet würde; daß ich es einem ehrenvollen Leben zurückgegeben sähe, ehe ich mein Haupt dem Grabe übergebe?« Die Thür ward jetzt vorsichtig geöffnet, und aufs Neue sank der unglücklichen Gefangenen die Hoffnung, als sie einen Mönch, in der Tracht seines Ordens, hereintreten sah. Finster fragte sie ihn, was er wolle.

»Dich retten, meine Tochter!« sagte er.

»Und meinen Sohn?« fragte sie hastig.

»Ihn gleichfalls!« erwiederte der Mönch.

»O, gesegnet seist Du für diese Nachricht. Er schläft, aber er soll keinen Augenblick zögern.« Dabei wollte sie an dem Mönche vorüber zu dem Knaben eilen, doch der Pater hielt sie bei dem Arme zurück, und sagte: »Laß ihn schlafen; denn erst, wenn seine Mutter ihre Ketzerei abgeschworen hat, darf sie für ihn hoffen, doch eher nicht.«

»Ungeheuer!« rief Esther, sich von ihm losreißend. »Hatte ich noch nicht Kummer genug, daß Du kommen mußt, mich mit vergeblicher Hoffnung zu foltern?«

»Nicht blos Hoffnung, eitle Hoffnung will ich Dir bieten,« sagte der Mönch mit derselben Ruhe des Tones, mit dem er früher gesprochen hatte; »ich wollte Deinen Kummer beendigen, Dich von dem Geschicke befreien, das Deiner wartet, indem ich Dich auf den Pfad des rechten Glaubens zurückführe.«

»Mein Pfad ist für die Ewigkeit erwählt!« sagte Esther mit Festigkeit.

»Und führt zum Verderben,« entgegnete der Mönch.

»Ich hege das feste Vertrauen,« sagte die Gefangene, daß der Kummer, den ich auf Erden erduldet, einen bessern Lohn finden wird.«

»Ach,« seufzte der Pater, »Du hast Dein Haus auf Sand erbaut; der Regen wird niederfallen, und die Fluthen werden kommen, und die Winde wehen, und auf das Haus einstürmen; es wird zusammenstürzen, und Dich unter seinen Trümmern begraben.«

»Meine Lampe mag nur schwach glimmen,« entgegnete Esther, »doch ich wandle in ihrem Lichte. Mein Gewissen weiß von keinem Verbrechen, das ich nicht schmerzlich bereut hätte.«

»Wehe! wehe!« rief der Mönch schmerzlich aus, »daß solch ein Gemüth so verderbt werden mußte!« Mitleidig betrachtete er die Unglückliche, die erschöpft gegen die feuchte Mauer gesunken war. Thränen traten in seine Augen, und er konnte die Gefühle, die ihn bestürmten, nicht länger zurückhalten. Seine Züge verloren den bisherigen Ausdruck finstern Ernstes, und indem er zu den Füßen der Gefangenen niedersank, rief er: »O wie gern hätte ich Dich für diese Welt und jene gerettet; aber da die Stimme der Ermahnung Dich nicht bewegen konnte, Dich von Deinem falschen Erkenntniß loszusagen, so laß wenigstens die Stimme der Liebe Dich überreden, diese Gesinnungen, die Deinen Untergang unvermeidlich machen, nur für kurze Zeit zu verhehlen.«

»Sonderbarer Mann!« rief Esther aus, den Mönch voll Staunen anstarrend. »Steh auf, und geh! — Ich wünsche allein zu

sein. Der geringe Rest meines Lebens, der mir noch bleibt, muß würdiger verwendet werden, als zu diesem leeren Geschwätz.«

Der Mönch stand auf, aber er ging nicht; mit einem tiefen Seufzer schlug er seine Kapuze zurück, und sagte: »Hat die Zeit mich denn so ganz verändert, daß Du mich nicht mehr kennst?«

»Friedrich! mein Bruder! — Und zu solch einer Stunde!« rief die Gefangene aus, staunte seine Züge einen Augenblick an, und lag im nächsten an seiner Brust.

»O, so haben mich noch nicht Alle vergessen!« sagte sie nach einer Pause. »O, Friedrich, ich habe viel gelitten, und allein. Aber Klagen würden jetzt wenig nützen,« fügte sie hinzu. Dann, gleichsam überwältigt durch die Gegenwart eines gleichfühlenden Wesens, preßte sie beide Hände auf die Augen, und weinte heftig.

»Aber Du sollst nicht länger leiden;« erwiederte ihr Bruder. »Dein schwerster Kummer ist vorüber.«

»Das Schauspiel nähert sich seinem Schlusse!« war die einzige Antwort der Gefangenen, welche in der Aussicht auf ihren baldigen Tod Trost zu finden schien.

»Nein! nein! sage das nicht!« rief ihr Bruder. »Schon längst kannte ich Deinen Aufenthalt, würde ich zu Deinem Troste herbeigeeilt sein, und sehe ich auch jetzt, daß unser Glaube verschieden ist, so ist doch unsere Liebe die nämliche. Ich gelte etwas bei Hofe, ich habe selbst Einfluß auf Deinen Richter, den hartherzigen Bonner, und obgleich auf morgen Deine Hinrichtung angesetzt ist, so darfst Du mir nur Stillschweigen versprechen, und ich will bezeugen, daß Du Deine Ketzerei bereuest.«

»Lieber wollte ich hundert Tode sterben,« rief Esther, »lieber Rad, Feuer, Schwert

und Hunger erdulden, als das Leben durch solche Falschheit erkaufen. Die Menschen können wir täuschen, doch wer vermag das Auge des Himmels zu hintergehen?«

»Eine so kleine Sünde in dieser Noth wird sicher verziehen,« erwiederte der Priester.

»Nimmer!« sagte die Gefangene. »Sag' lieber, der Himmel hat mich dieser Prüfung unterworfen, damit ich mich als würdig zeigen könne.«

»Fürchtest Du nichts für Dich selbst,« erwiederte ihr Bruder, über seiner Schwester Widerstand beinahe verzweifelnd, »so habe wenigstens Mitleid mit Deinem Kinde, diesem unschuldigen, hülflosen Wesen, das Du zu so grausamem Tode verurtheilst.«

»Halt ein! Halt ein!« rief Esther. »Sie können ihn nicht tödten!«

»Sie können es, und werden es;« entgegnete der Mönch. »Schon zwei Mal bin

ich Zeuge eines solchen Schauspieles gewesen.«

Bei dieser Versicherung stieß die Unglückliche einen gellenden Angstschrei aus, und preßte den Knaben mit der Kraft des Wahnsinns an die Brust. Der Mönch erneute seine Bitten, um sie wenigstens zu einer äußern Verleugnung ihres Glaubens zu vermögen. Als er endete, war er zweifelhaft, ob sie seine Ermahnungen beachtet hätte, oder nicht. Schweigend und regungslos stand sie da, die starren Augen wilden Blickes auf ihr Kind geheftet, bleich wie der Tod, und mit dem furchtbaren Ausdrucke des Wahnsinnes.

Endlich gewann sie wieder Bewegung; ein Schauder durchflog ihren Körper, sie rang die Hände, richtete die Augen gen Himmel, und sagte, mit einem Seufzer, der aus der Tiefe ihres Herzens kam: »Mein Kind morden, oder meinen Gott verleugnen; — gräßliche Wahl!« — Sie schien in Nachdenken zu ver-

sinken, aber bald sagte sie, in dem kalten Tone fester Entschlossenheit: »Wohl; so sei es! — Ich will mich dem ewigen Tode weihen, um meines Kindes Leben zu erretten.«

»Nein, Mutter, nein!« sagte der Knabe, ihre Hand zärtlich mit den seinigen drückend. »Ich will nicht schreien, nicht nach Dir rufen, nicht weinen, sondern will sterben, wie ich mich oft zum Schlafen niedergelegt habe. Die Engel werden mich aus den Flammen nehmen, um ihre Gesänge im Himmel mit anzuhören. Laß uns Gott danken, daß er uns erwählte; wir wollen ihn in der Stunde der Gefahr nicht verleugnen.«

»Es sprach ein höherer Geist aus Dir, mein geliebtes Kind,« sagte Esther, den Knaben an ihr Herz drückend. »Ja, wir wollen mit einander sterben; der Tod ist eine zu gelinde Strafe für ein so schwaches, wankelmüthiges Geschöpf, als ich mich in dieser Stun-

de erwiesen habe. — Geh, Friedrich;« sagte sie hierauf, zu ihrem Bruder sich wendend; »wenn Du mich liebst, so geh. Mein Leben ist seinem Ende nahe, und gern möchte ich, ehe ich sterbe, mich mit dem Himmel versöhnen. Die Ueberzeugung Deiner Liebe für mich, ist als ein süßer Hauch aus meiner glücklichen Jugendzeit zu mir herüber gedrungen, und wenn mein Gebet bei dem Allmächtigen von Einfluß ist, so will ich an seinem Throne um Gnade für Dich flehen. — Lebe wohl! und solltest Du je mit dem Manne zusammentreffen, der sich meinen Gatten nannte, so sag' ihm, daß ich ihm verziehen habe.«

Innig preßte der Mönch seine Schwester und deren Kind an die Brust, murmelte einen Segensspruch über ihre Häupter, und stürzte fort aus dem Kerker.

Den Rest der Nacht brachten Esther und ihr Knabe unter Gebeten zu, und der Mor-

gen fand sie gefaßt auf das Schicksal, das ihrer wartete. Die Mutter wurde durch die innige Ueberzeugung einer segensreichen Zukunft aufrecht erhalten, das Kind durch einen jugendlichen Stolz auf den seiner wartenden Märtyrertod. Esthers Sorgen waren verschwunden; sie wußte, daß sie auf keine Rettung mehr hoffen dürfe, und als die Wache kam, sie aus dem Gefängnisse abzuholen, nahm sie mit der Ruhe eines Menschen, der eine weite Reise antritt, ihren kleinen Walter bei der Hand, und führte ihn mit sich durch die menschenerfüllten Straßen. Der Knabe ward durch die Menschenmenge, welche sich herzugedrängt hatte, ihre Hinrichtung zu sehen, etwas eingeschüchtert, als er aber die Augen erhob, und die ruhige Fassung und Ergebenheit in den Gesichtszügen seiner Mutter sah, da unterdrückte auch er jede Anwandlung von Furcht und Schrecken, und ein Gefühl des

Stolzes schwellte sein kleines Herz, indem er bedachte, daß alle diese Menschen seinethalben hier versammelt wären. Als er indessen dem Platze der Hinrichtung näher kam, begann auch die Furcht wieder sich seiner mehr zu bemächtigen; um sie nun von sich zu scheuchen, fing er an, das Gebet des Herrn laut herzusagen. Viele der Zuschauer fühlten inniges Mitleid mit der Mutter und ihrem Kinde; Andere aber, die bigotter waren, riefen laute Verwünschungen über sie, und schrieen dem kleinen Walter zu, daß er mit seinem ketzerischen Gebete einhalten sollte. Aber der Knabe verachtete ihr Geschrei, und fuhr nicht nur in seinen Gebeten fort, sondern stimmte auch dazwischen einzelne Strophen eines lutherischen Liedes an, das er von seiner Mutter gelernt hatte.

In den Tönen dieser Kindesstimme lag etwas unaussprechlich Rührendes, und Vie-

le, die sie an diesem Tage hörten, nahmen die Erinnerung daran mit sich in das Grab. Allmählig ward die Stimme schwächer, Thränen unterbrachen den Gesang, und als die Verurtheilten den verhängnißvollen Holzstoß erreichten, verstummte der Knabe ganz.

Der Priester, welcher sie begleitete, befahl jetzt der Wache, die Gefangenen zu trennen. Esther hörte den Befehl, und sah mit furchtbarer Qual die rauhen Männer sich nähern, ihn zu vollstrecken. Da stürzte sie nieder auf ihre Knie, umklammerte ihren Knaben mit beiden Armen, und schrie: »Hinweg! Hinweg! — Keine menschliche Gewalt soll uns trennen!«

Der Tag nahete sich jetzt seinem Ende, und das Militair erhielt Befehl, die Hinrichtung zu vollziehen. Zwei der Soldaten hoben Esther vom Boden auf, aber es ward ihnen unmöglich, die beiden Opfer zu tren-

nen, und beide zusammen wurden auf dem Scheiterhaufen festgebunden. Der Scharfrichter trat nun hinzu, mit der Fackel in der Hand. In dem Augenblicke, in welchem er den Holzstoß anzünden wollte, warf Eines der Umstehenden der armen Esther ein Buch an den Kopf; sie blickte auf, und erkannte die Buhlerin ihres Mannes, welche so ihre Bosheit auf den höchsten Gipfel getrieben hatte. Aber dies Ereigniß erweckte den Unwillen des Volkes, welches nun das Geschick eines so reizenden und so jungen Weibes doppelt bemitleidete. Esther hatte das Buch ergriffen; mit einem Freudenschrei erkannte sie ihre eigene Bibel. Der Priester trat herzu, sie ihr zu entreißen, aber sie preßte sie fest an das Herz. Das Volk murrte laut über diese neue Grausamkeit, und nach einigem Zögern mußte der Priester von seinem Vorsatze abstehen. Er zog sich zurück, und gab das entscheidende Zeichen. Schon schwang der

Henker seine Fackel, da entstand in der Ferne ein verworrenes Geräusch, welches bald zu dem Schmettern von Trompeten, dem Stampfen von Rossen, und dem Geschrei vieler Menschen anwuchs. Ein Mann, eine Fahne hoch über dem Kopfe schwingend, spornte sein dampfendes Pferd durch die Menge, und fiel mit dem Ausrufe: »Lange lebe Königin Elisabeth!« zu Esthers Füssen nieder.

Von allen Seiten wiederholte sich der Ruf: »Lange lebe Königin Elisabeth! — Lange lebe die protestantische Königin!«

Alle Anstalten zu der Hinrichtung wurden augenblicklich vernichtet, und im Triumphe ward Esther von dem Volke nach ihrer Wohnung zurückgeführt, Wharncliff, ihren bereuenden Gatten und Erretter, an ihrer Seite, ihren Sohn im Arme.

II.

Der letzte Tag des Sturmes.

Eine Irische Erzählung.

In der Frühstunde eines Julimorgens stand ein Bewunderer der Naturschönheiten einsam auf der Spitze eines Hügels, an einer Stelle, von wo er, dem Vogel gleich, die Stadt, welche für den Augenblick sein Wohnsitz war, mit ihrer ganzen Umgegend übersehen konnte. Die Aussicht, deren er hier genoß, war in der That höchst reizend, obgleich einzelne Felsblöcke den Blick begränzten, und unangenehme Erinnerungen hervorriefen.

Das große »Menschennest,« welches mehr als zwanzig tausend Seelen enthielt, blickte hier und dort, in der Entfernung einer Meile, durch Baumgruppen, Gärten

und Obstpflanzungen, über die Felder, welche zwischen der offenen Gegend und ihrem Beschauer lagen. Das Flüßchen, aus einer entfernten Felsquelle entspringend, und sich unter mehreren Brücken hindurchschlängelnd, ward in eben dem Maaße größer und breiter, als es sich dem einsamen Beschauer näherte; ringsumher begränzten bedeutende Höhen den Horizont; das Land war mit Dörfern und Pachthöfen übersäet, und trug viele dichtbelaubte Baumgruppen, so eine reiche irische Landschaft bildend, die aber dennoch im Vergleich zu einer englischen ärmlich erscheinen mußte. Die entferntesten Berge, fünf bis zehn Meilen weit entlegen, ragten formlos in die Luft; nur ihre äußersten Umrisse waren zu erkennen; so glichen sie Geistern von dem, was sie in der Wirklichkeit waren. Die eben aufgehende Sonne beschien nur erst die Spitzen dieser Berge, während die ganze übrige Gegend von ihren Strahlen noch nicht

berührt ward; dennoch schwamm sie nicht mehr im ungewissen Zwielicht, sondern war bereits von dem Lichte des nahenden Tages erhellt. Weißer Nebel stieg hier und dort empor, und düster rann der Fluß dahin, dessen Wellen, wenn die Sonne sie beschien, einem klaren Silberbande glichen.

Wir wollen jetzt die Einzelheiten dieser schönen Gegend näher betrachten. Ein Theil der Vorstädte bestand aus schwarzen Trümmerhaufen; Dörfer und Pachthöfe waren halb niedergebrannt; kein Vieh weidete auf den Triften; nur dann und wann war ein einzelnes Stück Rindvieh zu erblicken; an anderen Stellen war das gemähte Heu verfault, und das Korn auf den Feldern aus Mangel der Schnitter verdorben; die Mühlen an dem Flusse und an kleineren Bächen, welche ihm zuströmten, trugen Spuren längerer, wie gegenwärtiger Geschäftslosigkeit, und vor einer derselben, welche, wie der einsame Wan-

derer wußte, kürzlich in ein Wachthaus umgeschaffen war, ging eine Schildwache auf und nieder. Dies Alles, so wie noch manche andre Umstände, schienen anzudeuten, daß Bürgerkrieg, der noch nicht ganz gedämpft war, die unglückliche Gegend kürzlich verödet hätte; und so war es auch in der That um diese Zeit, Ende Juli des Jahres 1798.

»Aber bald wird der Sturm vorübergegangen sein,« sagte der Fremdling; »vorübergegangen, um das verwüstete Land nie wieder heimzusuchen. — Nur noch wenige Wochen, und diese Stadt und unsere ganze Gegend wenigstens wird wieder unter ihrer eigenthümlichen Obrigkeit stehen, und nicht mehr unter der Willkühr grausamer Kriegsgesetze. — Nur noch wenige Tage, und unsere Weiber und Schwestern haben nicht mehr nöthig, vor der Nacht zu beben, und sich scheu zusammenzudrängen, wie die schüch-

ternen Tauben vor dem Geier; — nur noch wenige Tage, und Du, theure Betty, die Du jetzt wohl schon meiner gedenkst, wirst meinem Schutze vertrauen können.«

Diesem letztern Gefühle nachhängend, trachtete er, jedem Liebenden darin gleich, unter der verworrenen Häusermasse der Stadt das Dach ausfindig zu machen, unter welchem die Geliebte waltete, da hörte er plötzlich auf einem Nebenwege, der über den Hügel führte, auf dem er stand, lautes Geschrei, allein er konnte die Ursache davon nicht entdecken, weil die steile Abdachung der Höhe ihm nicht erlaubte, den Weg zu übersehen. Plötzlich verstummte das Geschrei, und aus derselben Richtung tönte Waffengeklirr zu ihm herüber. Unbekümmert um die Gefahr, die um solche Zeit damit verbunden war, sich in irgend einen Streit zu mischen, eilte er der Gegend des Lärmens zu, allein nicht auf dem nächsten Wege,

weil dies unmöglich war; er mußte einen bedeutenden Bogen machen, um auf jene eben erwähnte, befahrene Straße zu kommen.

Noch ehe er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, hörte der Waffenlärm auf, wie früher das Geschrei. Er stand still, um zu lauschen; Reuter kamen herbei, seinem Blikke noch durch eine Krümmung des Weges verborgen. Die Klugheit mäßigte jetzt seinen vorigen Feuereifer, und er versteckte sich sorgsam. Bald darauf näherten sich zwei hessische Dragoner, welche zu einem der Regimenter gehörten, die in der Stadt garnisonirten. Sie unterhielten sich in ihrer Muttersprache, die auch ihm verständlich war, und schon ihre ersten Worte erregten seine ganze Theilnahme. Sie kamen dicht an ihm vorüber; er hielt den Athem an, um sich keine Sylbe ihres Gespräches entgehen zu lassen, und als sie unmittelbar an seiner

Seite waren, wagte er es mit aller Vorsicht, aus seinem Verstecke nach ihnen zu blicken. Die Absicht, die ihn dazu bewog, ward vollkommen erreicht; das Gesicht des Einen blutete stark; der rechte Arm des Andern hing schwer verletzt in einer Binde. Bald nachdem sie an ihm vorüber waren, trabten sie munter nach der Stadt zu. Er sprang hierauf aus seinem Hinterhalte, und eilte, lebhaft empört, auf dem Wege in der Richtung vorwärts, von wo die beiden Hessen gekommen waren. Er gelangte an einen Fußpfad, der auf eine Wiese führte, welche zu einem unfern gelegenen Pachthofe gehörte, fast dem einzigen in der ganzen Umgegend, der von dem Kriege noch nicht gelitten zu haben schien. Die frische Spur von Pferdehufen, welche von der Wiese kamen, bewog ihn, still zu stehen. Er schwang sich über die Umzäunung, und bemerkte, daß sie blutig war. An dem Ende eines über die Wiese

führenden Fußpfades sah er zwei Kühe gegeneinanderüber stehen, die Köpfe zur Erde niedergebeugt; ein umgestürzter Eimer lag daneben, und rings umher standen mehrere Männer und Weiber, die Augen auf den Boden geheftet. Wenige Schritte brachten ihn dorthin, und er sah nun, was er zu sehen erwartet hatte: die arme Eigenthümerin der Kühe leblos, wo nicht todt, am Boden liegend, eine schwere Verletzung im Kopfe, und eine zweite im Genicke.

Er befragte die Umstehenden um eine Erklärung, aber einstimmig versicherten Alle, von nichts zu wissen. Sie hatten aus einiger Entfernung das laute Geschrei gehört; um aber nicht allein sich der Gefahr auszusetzen, hatten sie auf einander gewartet, und als sie so endlich den Ort erreichten, sahen sie nichts, als das arme Mädchen, welches blutend am Boden lag. Sie sagten nur, daß die Verwundete noch nicht für sich selbst sprechen

könnte, wenn es überhaupt des Himmels Wille sei, daß sie die Sprache je wieder erlange. Eines der Weiber jedoch sagte, daß die braune Billy, die spitzige gehörnte Kuh, bisweilen sehr wild sei, und daß daher wohl sie das Unheil angerichtet haben könnte.

Der Frager bedauerte die Unwissenheit der Bauern nicht, und war vorsichtig genug, sie *nicht* klüger zu machen, als er sie fand. Er stand ihnen nur darinnen bei, das verwundete Mädchen nach dem Pachthofe zu bringen, nachdem er zuvor Jemanden abgeschickt hatte, einen Wundarzt herbeizuholen. Das Mädchen stöhnte schmerzhaft, als es aufgehoben ward, aber es gab keine Zeichen von Bewußtsein. Der neue Freund der Unglücklichen sah diese auf ein Bett legen, ergriff dann die Hand der Frau vom Hause, und überzeugte diese bald, daß sie allein bei der Verwundeten bleiben müsse, bis der Wundarzt angekommen sei, um jede öffent-

liche Erklärung des Unfalls, wenn die Arme einer solchen bis dahin fähig seyn sollte, zu vermeiden. Dann machte er sich sogleich auf den Weg zur Stadt.

In der Vorstadt traf er auf den Chirurgus, welcher eben im Begriff war, seine Kranken zu besuchen. Er kannte ihn als einen Ehrenmann, den er dreist zum Vertrauten machen durfte. Er redete ihn daher an, theilte ihm den größten Theil desselben mit, was er in Erfahrung gebracht hatte, erhielt das Versprechen seines Beistandes, und ging beruhigt weiter.

Es überraschte ihn nicht, daß er hier und dort mehrere Gruppen Volks beieinander stehen, in leisem Tone mit einander sprechen, und Kopf und Blick der Wendung zurichten sah, welche die beiden blutenden Hessen vor kurzem eingeschlagen haben mußten. Wohl aber setzte es ihn in Erstaunen, als er, weiter gehend, das Wirbeln der Trommeln und

das Schmettern der Trompeten hörte, und Truppen aller Gattungen zu ihren Sammelplätzen eilen sah.

In dem Hause eines Freundes, welches er schon seit mehreren Monaten als Gast bewohnte, wurde er mit einer Freude und Herzlichkeit bewillkommt, welche deutlich zeigten, daß man seiner Rückkehr nicht ohne Unruhe entgegen gesehen hatte. Sein Wirth und dessen Sohn standen hinter dem Bedienten, welcher ihm die Thüre öffnete, und drückten ihm innig die Hand. Eine Stimme, noch zarter, als die ihrige, wünschte ihm durch eine halbgeöffnete Thür einen guten Morgen, und er verschwand in das Gemach, um den Gruß gebührend zu erwiedern; auch verließ er das Zimmer nicht eher, als bis er Betty Gordon mit seinem Abenteuer von diesem Morgen bekannt gemacht, und ihr alle einzelne Umstände desselben genau und zu ihrer Zufriedenheit erzählt hatte.

Das Frühstück war beinahe vorüber, als er fragte: »Meine theuren Freunde, was bedeutet die Unruhe, in der ich Euch Alle finde?«

»Hat es Ihnen Niemand auf Ihren Wegen hierher gesagt?« erwiederte Herr Gordon.

»Nein!« lautete die Antwort.

»Dann haben Sie unangenehme Neuigkeiten zu hören. Zwei hessische Dragoner von unserer Garnison sind diesen Morgen, als sie auf dem Wege zu dem General Duve waren, dem sie Briefe überbringen sollten, von einem Haufen Rebellen überfallen worden; und zum Unglücke für mich, scheint es, als wenn dies einige von meinen Unterthanen in Killane gewesen wären.«

»Ei!« entgegnete Heinrich, unser junger Freund, trocken.

»Ja wohl; und die beiden armen Schelme sind sehr übel zugerichtet. General Duve

will nun fast die ganze Garnison ausrücken und das Dorf niederbrennen lassen, wenn er der verrätherischen Schurken nicht habhaft werden kann.«

»So?« entgegnete Heinrich aufbrausend, und indem zu seines Wirthes Erstaunen tiefe Zornesgluth seine Wangen färbte. »Und haben die beiden armen Schelme die Empörer nicht näher beschrieben? haben sie nicht gesagt, ob Weiber unter ihnen gewesen sind?«

»Freilich; wie dies fast immer der Fall ist. Eines derselben, sagen die Reuter, glauben sie verwundet zu haben.«

»Wirklich?« rief Heinrich, empört von seinem Sitze aufspringend. In diesem Augenblicke hielten mehrere Reuter vor dem Hause still, und es wurde heftig an die Thür geklopft.

»Der General!« rief Herr Gordon; »er kömmt seinem Versprechen noch eher nach, als ich es erwartet hätte.«

»Welchem Versprechen?«

»Daß er, ehe er nach Killane ginge, zu mir kommen wollte, um meine Meinung über meine dortigen Unterthanen zu vernehmen, da es nicht unwahrscheinlich sei, daß sie bei dem heutigen Ueberfalle die Anführer gewesen wären.«

»Herr Gordon,« sagte Heinrich, indem er hörte, daß der General und dessen Begleiter in ein anstoßendes Gemach geführt worden; »es ist jetzt nicht Zeit, Ihnen zu erklären, weshalb ich bei dieser Unterredung gegenwärtig zu sein wünsche, aber ich bitte Sie dringend, mir diese Gunst nicht zu verweigern.«

»Heinrich Lane,« erwiederte sein Wirth, »Ihre Ausdrücke, als Sie vorhin zu Hause kamen, die Lieblingsneigung, die Sie, wie ich weiß, zu dem Spaziergange in die Gegend von Killane haben, Ihr Benehmen bei dem Frühstück, Ihr jetziges Verlangen, kurz,

Alles läßt mich vermuthen, daß Sie im Stande sind, über die Sache Aufschluß zu geben. Ist dem so?«

»Es ist, Herr Gordon!«

»Und Sie hegen keine Furcht vor dieser Unterredung?«

Heinrich verneinte.

»Obgleich Ihr alter Feind, Kirk, an des Generals Seite ist?«

»Und wenn der Teufel selbst, statt dieses seines guten Freundes, dort wäre, ich fürchtete ihn nicht.«

Beide traten jetzt zu dem Generale ein. Es war ein Mann mit scharf markirten Zügen; er hatte zwar militairischen Anstand, aber nicht den, welcher den höheren Graden eigen zu sein pflegt. Eine Narbe, welche sich über die Lippen, das Kinn herab zog, bezeugte zwar kriegerische Dienste, aber sie vermehrte auch das Abstoßende seines Gesichtes, und widerlegte die Vermuthung nicht, daß er

mehr durch natürliche Anlage, als durch wichtige Dienste im Felde, zu dem hohen Posten gelangt sei, den er hier bekleidete, wo er ein despotischer Gebieter, und Richter zugleich, in einer furchtbaren, erbarmungslosen Zeit war.

Zu seiner Rechten stand der Sheriff Kirk, auch Kapitain. Den zweiten Titel hatte er erlangt, weil ihm der Befehl über eine Kompagnie Miliz der Stadt anvertraut worden war. Er trug deshalb auch militairische Uniform, und wußte sich den Anstand eines Soldaten zu geben. Seine kalten grauen Augen, seine gelben Wangen, sein gewaltiger Mund schienen dabei einen mehr als bürgerlichen Diensteifer zu verrathen. Einige Worte über sein früheres Leben sind erforderlich, um die nöthige Kenntniß seines Characters zu erlangen.

Vor zehn Jahren hatte er in der Stadt eine kleine Schenkwirthschaft besessen. Da

ward auf den Kopf eines berüchtigten Räubers ein hoher Preis gesetzt. Kirk durchstreifte muthig das Land, fing den Räuber, überlieferte ihn an die Gerichte, erhielt die ausgesetzte Belohnung, und kannte von nun an die Armuth nicht mehr. Unter dem Schutze eines Mächtigen, welcher bürgerliche Ehrenstellen zu vertheilen hatte, stieg er schnell. Bei dem Ausbruche der Empörung war Niemand thätiger als er, verborgene Verräther ausfindig zu machen, um sie der Gerechtigkeit zu überliefern. Man behauptete, daß er zu diesem Geschäfte eines Spürhundes ganz besonders geeignet sei. Im Felde, als Miliz-Offizier, war sein Eifer gleich groß. Einmal zum Beispiel, bei einem Gefechte mit den Rebellen, suchten zwei Bauern in einer kleinen Kapelle Zuflucht; Kirk verfolgte sie mit dem Schwerte in der Faust, und hieb die Widerstandslosen an dem Fusse ihres Altares nieder.

Als Heinrich Lane dem General Duve durch seinen Wirth vorgestellt ward, wunderte er sich über des Generals kalten Gruß. Das unverhehlte boshafte Lächeln Kirks setzte ihn nicht in Erstaunen. Als er in das Haus des Herrn Gordon kam, war Betty abwesend, und eine Tochter des Kapitain-Sheriffs wurde von ihm mehr ausgezeichnet, als die andern Damen; aber Betty kam, sah, und siegte, und seit der Zeit glaubten der Sheriff und dessen Töchterchen sich für beleidigt halten zu dürfen. Wir können aber sagen, daß Kirk eine zweite Kränkung noch bitterer empfand. Heinrich Lane hatte seinen Klauen ein unschuldiges Opfer seiner Verfolgungswuth entrissen, einen Mann, von dessen Verurtheilung als Rebell Kirk sich einen bedeutenden persönlichen Vortheil versprochen hatte.

Herr Gordon trug seines und seines jungen Freundes Bitte, daß Heinrich bei der

nun folgenden Unterredung gegenwärtig sein dürfe, vor. Der General und Kirk wechselten darüber ausdrucksvolle Blicke, und während der Erstere sagte: »Gewiß; aber wir hätten nicht vermuthet, daß Herr Lane dies so eifrig wünschen würde;« — lächelte der Sheriff noch boshafter, als zuvor.

»In der That, junger Herr,« fuhr der General fort, »wir sind hierher gekommen, um Sie, jedes Aufsehen vermeidend, zu ersuchen, sich als Gefangener zu betrachten.«

»Aus welcher Ursache?« fragte Heinrich.

»Weswegen? Ei, weil wir glauben, Sie werden im Stande seyn, uns über den Aufruhr von diesem Morgen etwas Näheres zu sagen. Sie wurden auf der Straße nach Killane gesehen, wo Sie sich versteckten, wahrscheinlich, um den beiden Hessen zu entgehen.«

Heinrich Lane that jetzt eine zweite, sehr unvorsichtige Frage; eine Frage, welche beinahe unwiderleglich seine Schuld zu beweisen schien, da er doch Alles, was er wußte, sogleich hätte sagen sollen. Aber seine Neugier war zu lebhaft angeregt, zu erfahren, wer ihn beobachtet hätte, da er doch überzeugt sein durfte, daß die beiden Hessen dies nicht gewesen waren. »Bemerkt? und von wem?« rief er.

»Ich zögere nicht, Ihnen zu sagen: von mir!« sagte Kapitain Kirk. »Der Zufall wollte, daß ich mich in einiger Entfernung hinter Ihnen befand.«

»Dann verfolgen Sie mich,« entgegnete Heinrich, »wie der Spion und Angeber, welcher Sie wirklich sind.«

Der General verwies ihm seine jugendliche Hitze mit Strenge, und ermahnte ihn, mit mehr Mäßigung und Achtung zu sprechen. Voll Angst und Besorgniß flüsterte sein Wirth

ihm die Bitte zu, kälter und besonnener zu sein. Aber dies reizte ihn nur noch mehr auf, wie es bei Menschen in seiner Lage öfters der Fall zu sein pflegt. Er tobte, er gestikulirte, und riß heftig seinen Rock auf. Laut schrieen jetzt der General und dessen Freund auf, indem sie auf einen großen Blutfleck auf seiner Weste zeigten. Heinrich hatte ihn sich gemacht, als er die unglückliche Verwundete nach dem Pachthause tragen half. Als er nach der Stadt zurückkehrte, hatte er den Rock wieder zugeknöpft, des Blutfleckes dann vergessen, und ihn jetzt gezeigt, ohne es selbst zu wissen oder zu wollen. Er fühlte plötzlich, wie sehr dies Blut gegen ihn zeugen mußte, und ward dadurch still und verlegen, so daß er in den Augen derer, welche ihn scharf beobachteten, als wirklich schuldig erscheinen mußte.

»Ich bitte, Herr Lane,« fuhr General Duve fort, »sagen Sie uns wenigstens,

weshalb Sie sich vor den Hessen verbärgen, und wie dieser Blutfleck auf ihre Weste kömmt?«

Durch das Gefühl seiner Unschuld ermuthigt, sagte Heinrich nun Alles offen und frei, was er zu sagen hatte. Der General und Kirk wechselten nun wieder ausdrucksvolle Blicke, und der erstere sagte, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd: »Sie sehen wohl ein, daß eine so unwahrscheinliche Ausrede, die noch dazu so spät erst ersonnen ward, den gewöhnlichen Gang der Dinge, nach welchem ein Kriegsgericht erfordert wird, nicht hemmen kann.«

»Sehr wohl, Herr General,« erwiederte Heinrich; »nur muß ich dann bitten, das arme Mädchen holen zu lassen, und wenn es der Sprache fähig ist, so kann ich Ihres Zornes lachen!«

Indem er so sprach, bebte er jedoch innerlich bei dem Gedanken, daß die Unglückliche

gestorben sein möchte, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Der General glaubte, daß das Zeugniß der Verwundeten, wie es auch ausfallen möchte, für den jungen Lane von keinem Vortheil sein würde. Man wußte bereits durch die beiden Hessen, daß diese von dem Haufen Niemanden verwundet hatten, als ein Weib, ohne Zweifel eben die vorgeschlagene Zeugin. Es lohnte daher nicht der Mühe, sie holen zu lassen, denn was sie sagen konnte, verdiente keinen Glauben, und wenn man nach Killane sendete, so warnte man dadurch die Empörer gewissermaßen vor dem Ueberfalle, der ihnen zugedacht war. »Und wir warten blos auf die Beendigung dieser Angelegenheit,« sagte General Duve, »um dahin aufzubrechen.«

Heinrich kannte sehr wohl die Art, mit welcher der General ähnliche Angelegenheiten bisher zum Schlusse bringen zu müs-

sen geglaubt hatte, und er protestirte daher lebhaft gegen ein solches Verfahren. »Was!« rief er aus, »soll ein Unschuldiger durch eben die Bösewichter, die er der Gerechtigkeit überliefern will, zu Grunde gerichtet werden?«

Voll Schrecken bat Herr Gordon, die Sache mit mehr Ruhe und längerer Erwägung zu prüfen. Ein leises Flüstern zwischen dem General und dem Sheriff war die ganze Antwort auf diese Bitte; dann verließ der Letztere das Zimmer, und kehrte augenblicklich mit zwei Dragonern zurück, welche Heinrich Lane zwischen sich nahmen.

»Im Namen der gesunden Vernunft!« rief Heinrich, »wie kann ich eines solchen Unsinns beschuldigt werden, als man mir zur Last legt? Die treuen Gesinnungen meines Vaters, welche eben so bekannt sind als sein Rang; meine Freunde hier, die Ersten in Eurer Stadt; frei von aller Versuchung, wie kann da auf mich ein Verdacht fallen?

Ich ein Rebell? Ich im freien Felde gemeinschaftliche Sache mit Aufrührern machen?«

»Sie mögen sich erinnern, Herr Lane,« nahm Kirk das Wort, »daß Ihre neuliche Verwendung für einen bekannten, überwiesenen Verräther, einen starken Verdacht gegen Sie erweckt haben muß.«

»Still, gemeiner Schurke!« schrie der Angeklagte; dann wendete er sich zum General und sagte: »Ich habe nun nur noch einen Einwand gegen Ihr Kriegsgericht zu machen, gegen Ihre Befehle zu einem Kriegsgerichte, gegen Sie selbst, und ich wende mich an den ausgezeichneten Mann, der öffentlich zu Ihrem Nachfolger in dem Befehle über uns Alle ernannt worden ist. Verstehen Sie mich daher wohl: in seinem Namen protestire ich gegen Ihre Machtvollkommenheit, und verlange zu seiner Verfügung gestellt zu bleiben; als Gefangener, wenn es sein muß.«

»Sie werden dagegen bedenken,« erwiederte der General, »daß der, auf den Sie anspielen, zwar allerdings bestimmt ist, mich von einer peinlichen Verantwortlichkeit zu erlösen; daß aber mit seiner ausdrücklichen Einstimmung die volle Macht in meinen Händen bleibt, bis er hier angelangt ist.«

»Aber ihm verantwortlich,« bemerkte Herr Gordon, »wenn Sie die Gränzen Ihrer Macht überschreiten.«

»Sie sind im Irrthum, Herr Gordon,« sagte der General.

»Er wird noch heute erwartet!« rief Heinrich.

»Er ward es, Herr Lane,« entgegnete der General, »aber er wird es jetzt nicht mehr. Zwei Leute von unserer Garnison — Sie wissen schon etwas von ihnen, — brachten mir vor einigen Stunden einen Brief von ihm, worin er mir schreibt, daß er diese Nacht bei seinem alten Freunde, dem Lord

Northfield übernachten werde. So habe ich denn endlich alle Ihre Fragen beantwortet, und aus Achtung für Ihren Wirth mit mehr Herablassung, als sich für meine Stellung ziemte; jetzt werden Sie die Güte haben, uns nach dem Wachtgebäude zu begleiten.«

»So kommt denn!« schrie der Gefangene. »Wie konnte ich auch etwas Besseres von einem Manne erwarten, der nicht wegen seiner ausgezeichneten Dienste, sondern nur wegen seiner Grausamkeit zu dem Posten eines Schlächters erwählt ward, und der mit seinem ausgezeichneten Nachfolger, welcher uns endlich von seiner Blutgier befreien soll, keinen Vergleich aushält.«

»Meines alten Freundes Sohn!« rief Herr Gordon, Heinrich die Arme nachstrekkend, als dieser hinter dem General und dem Sheriff abgeführt ward. Ein gellender Angstschrei drang an sein Ohr, und noch ehe er

den Vater erreichen konnte, umklammerte die Tochter seinen Hals.

»Fürchten Sie nichts, Betty!« sagte er; »ich bin unschuldig!«

»Ich weiß, daß Sie es sind;« erwiederte das arme Mädchen, »aber ist das ein Grund, weshalb ich nichts fürchten sollte? Kann ich deshalb das vergessen, was der Zufall uns aus einem Seitenfenster des oberen Stockwerkes erblicken ließ? — Ach, Heinrich, — erinnern Sie sich des gräßlichen Tages, wo wir den jungen Smith, in weniger als einer Stunde, nachdem er von unserem Tische hinweggerissen worden war, zu dem Galgen führen sahen, der dem Wachthause gerade gegenüber errichtet ist. — Aber Sie müssen gerettet werden; — doch wie? — wie? — was kann dazu geschehen?«

»Ich will zum General Kornwall —« stammelte Herr Gordon, welcher sich mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt hatte;

kaum aber waren die Worte über seine Lippen, als er ohnmächtig umsank. Laut aufschreiend stürzte sich Betty an seiner Seite nieder. Die Dragoner schleppten Heinrich mit sich fort; sie raffte sich auf, und flog ihm nach; die Dragoner drängten sie zurück, da stürzte sie wieder neben ihrem Vater nieder, jetzt eben so bewußtlos, als er. Heinrich ging, begleitet von dem jüngeren Gordon, nach dem Wachthause.

Das Gut des Lord Northfield, bei welchem General Kornwall übernachten wollte, war gegen drittehalb Meilen von der Stadt entfernt. Etwa eine und eine halbe Stunde nach den so eben erzählten Ereignissen stand der General mit der Familie seines alten Freundes auf der großen Treppe vor dem Schlosse, die Hände auf den Rücken gekreuzt, und den graugelockten Kopf auf die Brust herabgesunken. Wahrer Adel und der Stempel eines guten Herzens verbreiteten über seine

scharfen Züge den Ausdruck der Würde.

Eine weibliche Gestalt kam auf einem kleinen feurigen Rosse durch die Allee nach dem Schlosse zugesprengt. Sie trug ein weibliches Reitkleid, war aber ohne Kopfbedeckung; als sie näher kam, sah man, wie ihr goldgelocktes Haar in reizender Verwirrung um Wangen und Schultern flatterte; sie war schön, wie der junge Morgen, dessen Schönheit aber durch trübe Wolken beschattet wird. Sie mußte diejenigen, welche sie zu sprechen wünschte, schon in der Entfernung bemerkt haben, denn noch ehe man sie zu hören vermochte, winkte sie mit ihrer leichten Reitgerte, und als man ihre Stimme vernehmen konnte, rief sie den Namen des Generals Kornwall. Er ging ihr entgegen.

»Um Leben und Tod! General Kornwall,« rief sie; »um Leben und Tod! Es ist kein Augenblick — kein einziges Wort zu verlieren!

ren! — Lassen Sie Ihre Pferde kommen! Sie müssen für den Himmel handeln — heute noch — Sie allein. Kommen Sie, kommen Sie!«

Ueberrascht, verwundert und voll Theilnahme bat er um eine Erklärung.

»Nicht, wenn Sie zu handeln gedenken! Nicht, wenn Sie Ihrer großen Pflicht genügen wollen! Nicht, wenn Sie vor einem Morde zurückbeben, der in Ihrem Namen verübt werden soll. Ihre Pferde, Herr General! Ihre Pferde!«

Ueberwältigt durch die dringende Heftigkeit gab er den verlangten Befehl.

»Der Wagen,« sagte Lady Northfield, deren überströmende Augen, deren wogender Busen ihre Theilnahme bezeugten, — »der Wagen, in welchem wir spazieren fahren wollten, ist bereit.«

»Ich danke Ihnen,« sagte der General; »es ist besser, wenn diese junge Dame —«

»Ich muß und will mit Ihnen zurückkehren,« unterbrach ihn Betty Gordon, aus dem Sattel springend, und war an der Thür des Wagens, noch ehe der General ihr seinen Arm anbieten konnte. Im nächsten Augenblicke rollte der Wagen davon, von den Adjutanten begleitet, deren Pferde zu ganz anderem Zwecke bereit gestanden hatten.

In abgebrochenen Sätzen gab Betty jetzt eine Erklärung ihrer eben so hastigen als dringenden Bitte. Die freundschaftlichen Mittheilungen Heinrichs, die er ihr vor dem Frühstücke gemacht hatte, setzten sie in den Stand, dem General die genaueste Auskunft zu geben. Er hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu. Dann fragte er nach dem Namen ihres Geliebten. Sie brach in Thränen aus, als sie ihn nannte.

»Ei, den kenne ich,« sagte der General; »wenigstens kenne ich seinen Vater, und es ist leicht möglich, daß ich ihn in dessen

Hause als Kind gesehen habe. Er muß gerettet werden, selbst wenn er schuldig wäre; doch wir werden ja sehen.«

»Die Zeit verfliegt!« seufzte Betty; »und wir fahren so langsam!« — Die Pferde ließen im vollen Galopp.

Der General sprach aus dem Fenster des Wagens mit einem der Adjutanten. Er befahl ihm, so schnell als sein Pferd laufen könnte, voraus zu reiten, und dem Kriegsgerichte seine Ankunft zu melden. Der junge Mann, angefeuert durch die regste Theilnahme für die reizende Betty Gordon, und voll Eifer, den Befehl seines geliebten Commandeurs zu erfüllen, sprengte mit Windeseile davon. In wenigen Minuten hatten sie ihn aus den Augen verloren.

»Ist es vorüber?« war ihre erste Frage, welche sie an einen Fremden richtete, den ersten Menschen, den sie sah, als der Wagen eine Stunde später in die Stadt rollte.

Zwanzig Mal wiederholte sie dieselbe Frage, ohne eine Antwort zu erhalten, denn entweder verstand man sie nicht, oder man fürchtete sich, ihr die Wahrheit zu sagen. Als sie sich dem Wachthause näherten, bog sie sich weit aus dem Fenster des Wagens, und blickte nach jenem verhängnißvollen Galgen; der Strick flatterte in der Luft.

»Glauben Sie, daß wir zu spät gekommen sind?« rief sie dem General zu, dessen Arm heftig erfassend.

Der Wagen hielt, der Schlag ward aufgerissen, und ein Offizier der Garnison trat an denselben, den General ehrfurchtsvoll begrüßend.

»Wo ist mein Adjutant?« fragte der neue Gebieter, aus dem Wagen steigend.

»Ich habe die Ehre, Sie, Herr General, hier mit einem mündlichen Auftrag von ihm zu erwarten.«

»Wo ist er?« rief Betty, an die Seite ihres Beschützers tretend. Der General wiederholte ihre Frage.

»Er ist nach Killane, nachdem er ein frisches Pferd genommen.«

»So hat das Kriegsgericht entschieden?« fuhr Betty fort.

»Es hat, Miß!«

»Und Herr Lane?«

»Ist mit den Truppen hinweggeführt worden, um seine Strafe an dem Orte zu erdulden, wo —«

Der Offizier unterbrach sich selbst, denn Betty sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Der General hob sie mit des Offiziers Hülfe empor, und legte sie in die Arme ihres Bruders, welcher herbeigeeilt war; dann gebot er dem Offizier: »Frische Pferde für mich und meinen Adjutanten!«

Während man seinen Befehl zu vollziehen eilte, schritt er vor dem Wachthause auf und

nieder, die Hände auf den Rücken gekreuzt, den Kopf auf die Brust herabgesenkt, wie dies seine Gewohnheit war. Mehrere Offiziere des Theils der Garnison, welcher in der Stadt zurückgeblieben war, so wie einige von denen, welche sehr hohe Civil-Posten verwaltet hatten, ehe das Kriegsgesetz eingeführt ward, naheten sich ihm, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Plötzlich stand er still, zeigte auf den Galgen, und sagte zu den Versammelten im Allgemeinen: »Man nehme ihn hinweg; seine Zeit ist vorüber! — Sie war eigentlich vorüber, noch ehe sie erschien.«

Seine Pferde kamen, und er ritt mit seinem Adjutanten auf dem engen Bergpfade, auf welchem Heinrich Lane die beiden Hessen gesehen hatte, nach Killane. Ein Offizier der Garnison ritt voraus, ihnen den Weg zu zeigen. Als sie sich der Meierei näherten, trafen sie auf den ersten Adjutanten, welcher besorgten Blickes neben dem Pferde stand,

das man ihm in der Stadt gegeben hatte. Es war unter ihm gefallen. Nachdem sie wenige Worte mit ihm gewechselt hatten, ritten sie weiter.

»Werden wir sie noch einholen?« fragte der General Kornwall.

»Ich hoffe, Herr General!« entgegnete der Adjutant; »sie müßten denn im doppelten Geschwindschritt marschirt sein. — Aber sehen Sie, und hören Sie!«

Eine dicke Rauchsäule stieg in die Luft, und lautes Geschrei drang aus der Ferne herüber. »Das muß das Feuer von den Hütten der Landleute sein,« sagte der Offizier, »und Herrn Lane's Hinrichtung ist wahrscheinlich vorausgegangen.«

Der General drückte seinem Pferde die Sporen ein, und sprengte mit seinem Führer voran, um der Erste an der Biegung der Straße zu sein, von wo man die Gegend übersehen konnte.

»Sie sind im Irrthum,« rief er hier; »die Truppen sind noch auf dem Marsche.«

Und so war es auch in der That. General Duve hatte sein Ziel noch nicht erreicht, und der Rauch rührte von einer einzelnen Hütte her, die seitwärts des Weges lag, und von Kirks Schützen, welche sie von ihren Bewohnern verlassen gefunden hatten, angezündet worden war. Der General war jetzt dem Nachtrabe so nahe gekommen, daß er von demselben gehört werden konnte, und mit Donnerstimme schrie er: »Halt! Halt!« Dann schickte er seinen Adjutanten voraus, um nochmals Halt gebieten zu lassen, und indem der Adjutant an den Truppen hinsprengte, fügte er dem Gebote den Namen seines Befehlshabers hinzu. Im Nu standen die Truppen, und noch schneller sprengte der General voran. Als er die Spitze der Linien erreichte, sah er einen jungen Mann mit gebundenen Händen auf einem Pferde sitzen,

dessen Zügel, den Gefangenen bewachend, ein Dragoner führte. Sein Blick begegnete dem des Gebundenen; der General berührte seinen alten, abgetragenen Hut, und lächelte. Heinrich Lane, der bisher ruhig und gefaßt gewesen war, erbleichte jetzt plötzlich, und würde vom Pferde gesunken sein, hätte seine Wache ihn nicht gehalten.

General Kornwall erreichte den General Duve und dessen Staab, welche noch weiter voraus waren. Die beiden Generale begrüßten sich mit abgezogenem Hute, die Truppen präsentirten das Gewehr, und die Musikchöre der Cavallerie und Infanterie bliesen Tusch.

Die Meierei ward jetzt sichtbar, und das laute Angstgeschrei ihrer Bewohner stach grell ab gegen die Freudentöne der Musik. Männer, Weiber und Kinder sah man in Verwirrung und Verzweiflung wild durcheinander laufen.

»Der Feind ist nicht, wie ich vermuthete, unter den Waffen,« sagte General Kornwall, »und daher unserer Aufmerksamkeit kaum werth. Lassen Sie uns dennoch Patrouillen senden, wenn man uns eines besseren Empfanges werth halten sollte. Ich will während dessen nach der Meierei voraus.«

Nur von einem Adjutanten begleitet ritt er dem Pachthofe zu, nach dem das verwundete Mädchen gebracht worden war. Der Chirurgus, welcher noch bei der Armen war, erklärte sie außer Lebensgefahr, und im Stande, zu sprechen. An der Seite ihres Bettes sitzend vernahm General Kornwall, was das Mädchen seiner Herrin und dem Wundarzte bereits mitgetheilt hatte. Diesen letzteren fragte nun der General, ob sie ohne Gefahr nach der Stadt gebracht werden könnte, wenn sie getragen würde, und nicht schneller, als die Truppen marschirten. Der Arzt versicherte, daß dies geschehen könnte; der General

gab hierauf noch einige nöthige Befehle, und verließ dann den Pachthof.

Auf einem nahegelegenen freien Platze versammelte er die ausgeschickten Patrouillen, und erhielt von Allen die Nachricht, daß sich nirgend ein Feind blicken lasse. Er ritt nun zu dem nächsten Haufen der Bauern, die ihm mit Zittern entgegensahen, und sagte, daß sie friedlich nach Hause gehen, und sich ruhig halten möchten. Dann kehrte er zu den Truppen zurück, und gab Befehl, daß sie wieder nach der Stadt aufbrechen sollten.

Als er die Stadt erreichte, flüsterte er seinem Adjutanten einige Worte zu, und dieser ritt schnell voraus. Auf dem großen Marktplatze angelangt, entließ er die Truppen in ihre Quartiere, und forderte General Duve, die Offiziere des Kriegsgerichtes, und den Gefangenen, Heinrich Lane, auf, ihm nach dem Wachthause zu folgen. Als sie die Treppen zu dem Gebäude hinaufstiegen, wech-

selte Kirk mit mehreren seiner Freunde ausdrucksvolle Blicke, indem er sah, daß der Galgen verschwunden war.

Im Sprachsaale war der Adjutant, welchen der General vorausgeschickt hatte. Er zeigte auf die beiden verwundeten Hessen, von denen jeder in einer andern Ecke des Saales stand.

»Haben Sie sie getrennt erhalten?« fragte der General.

»Streng!« lautete die Antwort.

»Meine Herren!« wendete sich General Kornwall nun zu den versammelten Offizieren, »ich wünsche noch einige nähere Nachrichten über die Empörung von diesem Morgen zu erhalten. Ohne ein Kriegsgericht zu bilden, wollen wir die beiden Verwundeten verhören; lassen Sie daher den Einen hinausführen, und den Andern vortreten.«

Seine Befehle wurden sogleich erfüllt. Der Hesse, welcher zuerst zeugen sollte, wie-

derholte, daß er und sein Kamerad diesen Morgen, bei Killane, von einem Haufen Empörer überfallen worden wären, wo sie dann, nachdem sie blos Einen der Angreifenden — ein Weib — verwundet hätten, nur mit Mühe ihr Leben gerettet. General Kornwall fragte nun nach den genauesten Umständen des ganzen Ereignisses, und erhielt die bestimmtesten Antworten, die er sogleich zu Protokoll nehmen ließ. — Wie zufällig fragte er dann auch, welches Gespräch die beiden Reuter während ihres Weges nach der Stadt geführt hätten? Der Dragoner zögerte mit der Antwort. — Mit finsterer Stirn und erhobener Stimme forderte nun der General die wörtliche Angabe dieses Gespräches. Der Hesse antwortete, und diese Antworten wurden gleichfalls zu Protokoll genommen.

»Man führe ihn ab, und bringe den Andern herein; aber ohne daß sie mit einander sprechen!« gebot der General.

Der zweite Hesse erschien. Was er von dem Ueberfalle sagte, stimmte mit dem Berichte des Ersten im Allgemeinen überein, aber die näheren Umstände, die er angab, waren so abweichend, daß sie eine neue Erzählung bildeten, und als er dann nach dem Gespräche gefragt wurde, das er während des Heimweges mit seinem Kameraden gehalten hatte, gab er eines an, das selbst nicht einmal von demselben Gegenstande handelte.

»Man stelle sie jetzt einander gegenüber!« gebot General Kornwall. Es wurden ihnen hierauf ihre gänzlich von einander abweichenden Aussagen vorgelesen; dann wurden sie aufgefordert, eine Erklärung darüber von sich zu geben. — Sie schwiegen.

»Hat der Gefangene, Herr Lane, den Zeugen Fragen vorzulegen?« sagte nun General Kornwall.

Heinrich sagte, er wollte sie sich lieber gegenseitig, jedoch nach seiner Anweisung fragen

lassen. Dies ward bewilligt, und Heinrich sagte nun in geläufigem Deutsch: »Der Mann, der den Arm in der Binde trägt, soll zu dem Andern sagen: »Hans, Du hast mir heut einen schlechten Dienst erwiesen, so wie ich Dir, alles wegen eines schmutzigen Mädchens.«

Bei diesen Worten stutzten die beiden Hessen, wechselten Blicke, sahen ängstlich um sich her, und senkten dann die Augen auf den Boden.

»Wenn er nicht spricht, soll ich ihm dann die Antwort ertheilen, die Hans ihm gab?« fragte Heinrich.

»Thut es, Gefangener!« erwiederte der General.

»Höre zu, Hans.« — »Ja wohl, Quinton; aber unrecht war Dein Neid über das Lächeln eines Mädchens an der Seite eines alten Freundes.«

Noch besorgter blickten die Hessen sich an.

»Darf ich fortfahren, für Hans und Quinton zu sprechen?« fragte Heinrich, und als der General die Erlaubniß dazu gegeben hatte, sagte er:

»Wohl, Hans, und nun reiten wir in das Hauptquartier zurück, ohne uns eines Lächelns von ihr rühmen zu dürfen.«

»Ja, und in einem Zustande, Quinton, über den wir Rechenschaft ablegen müssen.«

»O! — die Rebellen haben uns überfallen.«

»Ei der Teufel! — Gut! — Aber das Mädchen kann schwatzen, oder das Maul müßte ihr gestopft werden.«

»Ich glaube, wir haben es ihr schon gestopft, Hans. — Aber wenn auch nicht; sie war mit unter den Empörern, die zur Hälfte aus Männern, zur Hälfte aus Weibern bestanden; dann mag sie erzählen, was sie will, — wer glaubt ihr wohl?«

»Dies,« sagte Heinrich Lane, nun für sich selbst redend, »ist das Gespräch zwischen den bei-

beiden Dragonern, welches ich diesen Morgen auf dem Bergpfade nach Killane mit angehört habe.«

Auf die Fragen des Generals erzählte er nun Alles, was er gethan, nachdem die Hessen an ihm vorübergeritten waren, bis er die Stadt erreichte.

»Man stelle sie vor die Schranken,« sagte General Kornwall; »und nun bilden wir ein Kriegsgericht.«

Die Widersprüche in den eigenen Aussagen der beiden Hessen, vereint mit dem, was Heinrich Lane gegen sie vorgebracht hatte, wurden als Zeugniß wider sie angenommen.

»Ich habe noch einen Zeugen,« sagte General Kornwall, seinem Adjutanten mit den Augen ein Zeichen gebend. Der Offizier verließ den Saal, in den er jedoch sogleich wieder zurückkehrte, begleitet von mehreren Soldaten, die eine Bahre trugen, auf welcher das verwundete Mädchen lag. Ihre grausa-

Bayerische Staatsbibliothek München

men Peiniger bebten voll Entsetzen zurück, als sie die Unglückliche in diesem Zustande erblickten. Der Wundarzt stand an ihrer Seite, als sie in schwachen, abgebrochenen Lauten Folgendes erzählte:

Als sie mit dem Melken ihrer Kühe beschäftigt gewesen, hielten zwei Reuter, »mit Bärten auf den Lippen,« an dem Eingange der Umzäunung an, und sahen nach ihr herüber. Dann stiegen Beide von den Pferden, und kamen auf sie zu; Einer ging dicht vor dem Andern her, und dabei sprachen sie laut und heftig in einer fremden Sprache. Sie schrie, wollte entfliehen, und fiel. Fast in demselben Augenblicke waren die beiden Reuter in offene Feindseligkeit gerathen, und mit blanken Schwertern auf einander eingedrungen. Sie wurde ohnmächtig; als sie wieder zur Besinnung kam, sah sie die Dragoner, blutend und erschöpft, einander gegenüberstehen. Voll Angst schrie sie wieder laut,

Bayerische Staatsbibliothek München

rief mehrere Namen, und stellte sich, als wären viele Freunde in der Nähe. Die Soldaten blickten sich um, wechselten dann wieder einige Worte, doch in freundschaftlicherem Tone; dann näherten sie sich ihr noch mehr, redeten ihr zu, nicht mehr zu schreien, und verwundeten sie dann in Kopf und Genick. — Weiter wußte sie nichts zu sagen.

»Der Gefangene Lane,« sagte der Sheriff Kirk, »hat Gelegenheit gefunden, die unwahrscheinliche Geschichte mit dem listigen Mädchen zu verabreden.«

»Das ist unmöglich;« fiel der Wundarzt ein. »Als ich zu der Unglücklichen kam, war sie keiner Sylbe mächtig; früher konnte sie noch viel weniger sprechen.«

»Sie erkennt die Dragoner nicht;« nahm der Sheriff wieder das Wort.

»Die Dragoner bekennen ihre Schuld;« sagte der Adjutant, welcher neben den beiden Verwundeten stand.

»Dessen ungeachtet,« sagte General Kornwall, »müssen sie noch vor Sonnenuntergang sterben. — Herr Lane, Sie sind frei!«

»Komm nach Haus, Harry,« rief mit der lebhaftesten Freude der junge Gordon, Heinrich Lane's Hand ergreifend.

»Wie geht es Betty?« fragte der befreite Gefangene, als die beiden Freunde durch die Straßen der Stadt ritten.

»Sie ist voll freudiger Hoffnung, seit Du mit Kornwall zurückkehrtest;« entgegnete der junge Gordon. »Mit ihr wird auch unser Vater Dir von ganzem Herzen Glück wünschen, daß Du von der Gefahr dieses »letzten Tages des Sturmes« errettet wardst.«

III.

Die Falknerei der Liebe.

Englische Erzählung.

Heinrich VIII. hatte in sehr jugendlichem Alter den Thron von England bestiegen. Die Geschichtschreiber dieser Zeit liefern von ihm ein sehr schmeichelhaftes Gemälde. Der junge Monarch soll ihren Schilderungen zufolge bedacht gewesen sein, durch wahrhaft königliche Handlungen seines hohen Standes, zu welchem ihn die Vorsehung zum Heile seiner Unterthanen erhoben, sich werth zu zeigen, statt wie so viele andere Monarchen nur Glanz und Ruhm in der Macht zu suchen, welche ihnen über die Völker ertheilt worden.

Die vortrefflichen Eigenschaften, welche dieser Fürst in sich vereinte, hatten ihm die Lie-

be und Ehrfurcht der stolzesten Nation Europa's erworben. Heinrich war auch ganz zum Herrscher geboren. Sowohl bei Festgelagen, als bei Turniren und auf dem Schlachtfelde wußte er sich in gleichem Maße die Bewunderung seines Volkes durch seinen Heldenmuth, welcher sich mit einem sanften und milden Charakter paarte, zu erwerben.

Seine Mußestunden widmete er dem Umgange mit seiner reizenden Verlobten und seiner jugendlich aufblühenden Schwester Marie. Sein beständiger Gefährte und Theilnehmer, wo es Frauenzimmer und Waffenruhm galt, war, obgleich sein Unterthan, doch der von dem Monarchen durch vertrauten Umgang ihm gleichgestellte Karl Brandon, der junge Herzog von Suffolk.

War es demnach ein Wunder, wenn der Charakter des Königs zu jener Zeit so mild und sanft gestimmt war? Könnte man es sich nicht daraus erklären, daß diese Regie-

rungsperiode von den Britten als die goldenen Tage Englands gepriesen wurde? Welches übellaunige Gemüth hätte zu jener Zeit die Vermuthung laut werden lassen, daß unter dieser Maske von Jugend und Heiterkeit die rauhen, unfreundlichen Gesichtszüge des Geschlechtes Tudor verborgen wären? Wer hätte zu prophezeihen gewagt, daß diese Entdeckung auf so furchtbare Weise vor sich gehen würde?

Doch wir wollen unsere Leser nicht zur Schwermuth stimmen, und versichern sie, daß die Wolken, welche die spätern Regierungsjahre Heinrichs verfinsterten, den Blättern unserer Erzählung keine düstere Farbe verleihen sollen.

Das königliche Lustschloß Windsor war seit den ältesten Zeiten das besondere Eigenthum der Beherrscher Englands gewesen. In den stürmischen und gefahrvollen Zeiten des Bürgerkrieges hatten seine Zinnen den Rebellen

oftmals Troß geboten. In friedlichern Tagen waren dieselben Mauern Zeugen vieler Festlichkeiten und manches fröhlichen Gelages gewesen.

Es war an dem letzten August des Jahres 1514, als die Grotten und Haine des zu diesem Schlosse gehörigen Parks zum letztenmale in ihrem ländlichen Reize prangten, und gleichsam dem scheidenden Sommer ein Lebewohl zuzulispeln schienen. Auf einem freien Platze in der Mitte des Parkes erschienen etwa um die dritte Stunde des Nachmittags, von der Seite des Schlosses herkommend, zwei Personen, welche durch das Laubwerk den Blicken jedes neugierigen Spähers entzogen wurden, die aber die Aufmerksamkeit des Lesers erheischen. Der Eine war ein wohlgestalteter Mann von robustem Körperbau, ungefähr im mittlern Alter. Sein Anzug bestand in einer kleinen grünen Jacke und Beinkleidern von derselben Farbe. Er trat fest und sicher auf, und sein

kräftiges, gesundes Aussehen stand mit seinem weit vorgerückten Alter in merklichem Widerspruche, so daß man in der That ihn für viel jünger hätte halten müssen, wenn nicht eine Silberlocke, die sich mit dem übrigens noch ungebleichten Haupthaare vermischte, und aus seiner Jagdmütze hervorblickte, die wahrscheinliche Zahl seiner Jahre verrathen, und die Vermuthung erweckt hätte, daß er im Dienste seines Monarchen ergrauet wäre. Auf seiner linken Schulter ruhete ein Falke, dessen gellendes Geschrei auf ihn aufmerksam machen mußte. An einem ledernen Gurt, der den Leib umschlang, waren mehrere Lockspeisen, als Köder für das Wild, befestigt, die daher am deutlichsten die Beschäftigung des Mannes verkündigten. Der Zügel eines Zelters war um den rechten Arm gewickelt.

Die andere Person war eine reichgekleidete Dame in einem prächtigen, kostbar gestickten seidenen Reitkleide. Dieses lag an dem obern

Theile des Leibes eng an, wodurch ihre schöne schlanke Gestalt noch mehr gehoben ward, aber um die Füße warf es reichliche Falten, und bedeckte auf diese Weise auch den hohen Sattel und einen Theil des edlen Thieres, das sie ritt. Wer aber mochte der weibliche Reiter wohl sein? Ihr jugendliches Aussehen ließ sie nicht älter als sechszehn Jahre erscheinen. Wer sie älter gehalten hätte, würde sich geirrt haben, denn sie zählte in der That nur sechszehn Sommer. Dies Fräulein mit den schönen blauen Augen, und den in langen Ringeln über den weißen Nacken herabfließenden Locken war die Prinzessin Marie, die geliebteste Schwester Heinrichs, die schönste Dame in der ganzen Christenheit.

Die Prinzessin schien ganz in ihre Träumereien versunken, und wenn sie auch fortwährend mit dem Falken auf ihrem Arme zu spielen schien, so mochten ihre Gedanken doch mehr auf die Ursache ihres Hieherkommens ge-

richtet sein. Nachdem sie einige Minuten im hellern Raume des Parkes stille gehalten, redete sie der Falkner folgendermaßen an:

»Ich wette, Eure Hoheit findet den Falken auf Ihrer Hand als einen zärtlichen Galan, und zwar als den beständigsten, dessen scharfes Auge jemals den Flug des Adlers erspähete.«

Die Prinzessin war durch diese Worte nicht wenig überrascht. »Hätte ich Dich bald vergessen, guter Alter! Ich würde, wenn ich das vermocht, sehr schlecht an meinem alten Freunde gehandelt haben.«

»Eure Hoheit hat ganz der Wahrheit gemäß gesprochen,« sagte der Falkner mit einem halben Lächeln, »wenn Ihr mich zu Euren alten Freunden zählt. Es sind nun wohl sechszehn Jahre, seit ich Euch zuerst gesehen. Ach, es war in den schönen Zeiten unsers guten Königs Heinrich VII., an jenem Tage, als das Schiff: »der große Hein-

rich,« in die See ging, und die sämmtliche Einwohnerzahl Londons, die bei dem festlichen Schauspiele zugegen war, starrte der mächtigen Maschine noch lange nach, als die unruhigen Wogen sie aus dem friedlichen Hafen weggetragen hatten. Ich aber sagte zu der Menge: »»Könntet ihr sehen, was mir zu erblicken vergönnt war, ihr würdet nicht mit solchem blinden Staunen jenes hölzerne Gebäude anstarren, welches auf der Spiegelfläche des Meeres in die unermeßlichen Räume des Oceans dahineilt.««

»Aber« — unterbrach ihn Marie, nachdem sie den Falken auf ihrem Arme mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet hatte — »was hältst Du von diesem Falken?«

»Ein edles Thier, Eure Hoheit, und —«

»Und ich, Herr Falkner, sage Euch, dies ist ein so schlechter Falke, als jemals auf eine zitternde Lerche herabstieß.« — Als sie dies gesagt, ließ sie den Vogel, nicht

achtend, daß er geblendet war, von der Hand.

»Warum nahmst Du nicht das Junge mit, das Er Dir gab?« fragte sie sodann.

Creance eilte den Vogel aufzuheben, und nachdem er sein Gefieder, das durch den Fall in Unordnung gerathen, rein geglättet, konnte er seinen Unwillen über die dem Thiere zugefügte Unbilde kaum verbergen.

»Ich errathe nicht, was Eure Hoheit meinen? Ich weiß von keinem jungen Falken, den ausgenommen, welchen Dan Latham gestern in einer Ritze der alten Eiche aufgefunden, die bei —«

»Still!« rief die Prinzessin heftig bewegt ihrem Begleiter zu. Sie hatte auch einen guten Theil von jenem aufbrausenden Widerspruchsgeiste des Geschlechtes Tudor erhalten, aber die natürliche Milde ihres Charakters zügelte bald jene plötzliche Aufgeregtheit, und

die Falten ihrer Stirne glätteten sich zusehends, da sie sprach:

»In der That, Andreas, ich muß bekennen, daß ich mehr als Du zu tadeln bin, wenn Du den nicht kennst, dessen Namen ich noch nicht aussprach. Wahrscheinlich erinnerst Du Dich des jungen Falken, welchen der Herzog von Suffolk Dir gegeben?« —

»Nun entsinne ich mich wohl, Eure Hoheit; das Eine Junge, bei dessen Käfig er mich zu schlafen ermahnte, so wie auch für die Reinhaltung seines Lagers zu sorgen und den Falken Suffolk zu nennen — das Einzige, für welches Ew. Hoheit einige Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit zeigen —«

»Eben dieses« — fiel schnell die Prinzessin ein, und ihre Wangen errötheten merklich — »dieses Einzige vermisse ich —«

»Es ist in keiner schlimmen Absicht geschehen; mir ward befohlen, es nicht mitzunehmen.«

»Fast

»Fast sollt' ich glauben, Du wirst vorwitzig, Alter; wer hat über meine Falken zu gebieten, und wem —«

In diesem Augenblicke ward Marie durch Flügelschlag über ihrem Haupte unterbrochen; als sie aufblickte, sah sie ihren Lieblingsfalken über sich flattern, als suche er seinen gewöhnlichen Sitz; schnell streckte sie die Hand nach ihm aus, und der Vogel flog hernieder, setzte sich auf ihre Finger, und sein glänzendes Auge sah der schönen Herrin in das holde Antlitz. — Aber jetzt betrat noch eine andere Person den Schauplatz.

Ein Reiter war es, der auf einem feurigen Andalusier von dem andern Ende des Parks herbeigesprengt kam. Als er sich in der Nähe der Prinzessin befand, schwang er sich schnell vom Rosse, und fiel vor Marien aufs Knie. Sie reichte ihm die Hand, die er mit sichtbarer Empfindung an seine Lippen drückte. Seine Kleidung ließ vermuthen, daß er Ercan-

ce's Beschäftigung theile, aber die einzelnen Theile seines Anzuges unterschieden sich merklich von denen des Erstern. Das grüne Wamms war mit Gold verbrämt; ein schwarzer Federbusch überschattete den breitgekrämpten spanischen Hut, welcher die Dienste einer einfachen Jägerkappe verrichten mußte; seine Stiefel von gelbem Leder zierte eine reiche Stickerei, und ein Falke saß auf seinem *linken* Arme. Als er sich wieder vom Boden erhob, sagte er zu dem ehrlichen Jägersmann, halb rückwärts gewendet: »Du kannst nun gehen; ein anderer, viel geübterer Falkner übernimmt jetzt deinen Posten.«

»Wahrlich, Lord!« — sagte der Jäger, indem er abgehen wollte — »mein Platz ist gut ausgefüllt worden.« Und er sagte dann für sich: »Der versteht besser als tausend Andere in ganz England, einen Falken zu warten, und ihn zur Jagd abzurichten.«

»Bei meiner Ehre!« rief die Prinzessin aus, die bis jetzt ein ununterbrochenes Schweigen beobachtet hatte — »ich bin Euch, Herzog,« — welcher Leser würde nicht schon früher errathen haben, daß der Herzog selbst vor ihr stand — »für die Sorgfalt um meine Haushaltung nicht wenig zum Dank verpflichtet. Ich bin Euch nicht wenig Verbindlichkeit schuldig für die Mühe, welche Ihr an diesen Vogel verwandtet, damit er mir durch seine Geschicklichkeit Freude mache. Aber sagt mir, Lord, was für einen Namen sollen wir ihm geben?«

»Mit Creance's Hülfe und Beistand dürfen wir jede Schwierigkeit zu überwinden hoffen,« entgegnete Jener; — »was diesen Vogel betrifft, so ist er mit dem Falken, der auf Eurer Hand hier sitzt, von Einer Mutter ausgebrütet. Ich nahm Beide aus Einem Neste; diesen hier habe ich mit eigener Hand gepflegt und gewartet, und nicht umsonst gab ich mir

diese Mühe — darf ich wohl diesem Falken einen eben so allgemein bekannten als beliebten, und Manchem so theuern Namen geben: Marie?«

Halb lächelnd, halb erröthend erwiederte die Prinzessin auf diese Schmeichelei: »Wahrlich! es verdiente Tadel, Mylord, wollten wir es Euch verweigern, Eure eigenen Vögel nach Eurer Willkühr zu benennen, doch —« brach sie plötzlich von diesem zarten Gegenstande ab — »bedenkt, Suffolk! ich kam diesen Nachmittag in der einzigen Absicht hieher, mich mit der Falkenbaitze zu ergötzen. Die Zeit verfliegt, und die Vögel, besorge ich mit Recht, werden es auch. Mylord, wollt Ihr den Creance nicht wieder herkommen lassen? denn seid auch Ihr mein Falkner, so darf der Alte dennoch nicht fehlen.«

Suffolk biß sich in die Lippen, und schien einen Augenblick um eine passende Antwort verlegen. Plötzlich wendete er sich

ab, und ertheilte dem Jäger seine Befehle.

»Augenblicklich!« rief der alte Günstling; »aber wie kommt es, daß Eure Hoheit mehr als eines Falkners bedarf? Könnte ich nicht auch die abgelegten Kleider meines Herrn anlegen, und einige Zeit den Herzog spielen, wie in der bekannten Ballade: »der glücklich gewordene Kesselflicker?« — Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er hinzu: »Beliebt es Eurer Hoheit, sich unter meine Leitung zu begeben?« Als er dies gesagt, verlor er sich, ein Liedchen pfeifend, in das Gehölz.

Bald war die Jagdgesellschaft wieder auf einem lichten Platze angelangt, auf einer breiten Wiese, die blos stellenweise von Farrenkraut beschattet war. »Wollen Eure Hoheit« — fragte Creance jetzt — »nicht dem Falken die Kappe abnehmen, und ihn frei fliegen lassen? die Hunde wittern schon das

Wild, und ich besorge, sie dann aus den Augen zu verlieren.«

Sein Rath wurde sogleich befolgt. Eben gab einer der Hunde das untrügliche Zeichen, und ein Rebhuhn schwirrte durch die Luft. Sogleich wurden die beiden Falken: »Suffolk und Marie« genannt, auf das Wild losgelassen, und jeder faßte die Beute auf einer andern Seite. Lange rang das Rebhuhn mit seinen Verfolgern, mußte jedoch den vereinten Angriffen zweier überlegenen Feinde bald unterliegen.

Die Aufmerksamkeit der Jagdgesellschaft ward jetzt auf eine vierte Person gerichtet, die sich ihnen eben näherte.

»Muß ich Dich hier finden, geliebte Schwester?« fragte der Neuangekommene die Prinzessin schon von weitem. Wer dieser gewesen, wird der Leser leicht selbst errathen. — »Wie, Marie, solltest Du etwa die Neuigkeit noch gar nicht vernommen haben, welche —«

»Was wird es sein?« — entgegnete die Prinzessin, und dieser Frage sah man die unbezähmbare Neugier an, die sie plötzlich befiel, und wodurch sie ihr Geschlecht verrieth. »Laß mich Alles hören, Bruder, verheimliche mir nichts —«

»Es gäbe schönen Spaß, wollte ich Dir erzählen, während ein Herzog Dir auf dem einen Arme sitzt, und Creance hier zur Linken steht, der eine neue Mähre schneller auffassen und verbreiten, als dieser Falke fliegen kann. Bist Du wirklich so wißbegierig, so gedulde Dich, bis wir auf meinem Zimmer angelangt sind.«

»Sage lieber, in jener Grotte; dort kann ich Dir mit größerer Ruhe und ungestört zuhören.«

»Wie es Dir beliebt, meine Schöne! obschon« — murmelte der König für sich — »Du ganz andere Neuigkeiten zu hören bekommen wirst, als Du wohl erwarten magst. —

Nun, gieb zu, daß ich Dir vom Rosse helfe.«

Dies war bald geschehen, und der König wandte sich sodann an Suffolk mit den Worten: »Nun biete ich auch Euch einen guten Abend, Herr Falkner, und wünsche Euch ein gutes Waidwerk.«

Hernach wandte er sich wieder an die Prinzessin, und beide verschwanden zugleich im Gehölze. Der Herzog verfolgte sie noch lange mit den Augen, und schien nachzusinnen, was wohl die Ursache ihrer plötzlichen Entfernung gewesen, schüttelte nach vergeblichem Nachdenken verwundernd den Kopf, und ließ sich auf dem Boden nieder, indem er Creanceen zugleich befahl, den Falken, der sich während dieses Vorgangs auf den Zweigen einer benachbarten Eiche niedergelassen, von dem Baume herabzurufen. Suffolk blieb aber nicht lange in dieser Lage, denn er vernahm bald den schnellen Schritt eines Kommenden, und als

er aufblickte, stand der König zum zweiten Male vor ihm. Seine Miene hatte sich merklich verändert, das Lächeln, welches einige Minuten zuvor noch auf seinem Gesichte thronte, war gänzlich verschwunden, und seine Stirn zog sich in große Falten. Seine einzigen Worte, die er jetzt sprach, waren: »Auf, Suffolk, und folge mir!«

Sie schritten durch ein kleines Pförtchen, und wandelten mehrere dunkle Gänge hindurch, bis sie in einer Halle anlangten, die in den Felsen künstlich gebaut war, und als sie sich an dem äußern Ende derselben befanden, öffnete Heinrich eine Thüre, zog dann die Tapete, welche die Innenseite verdeckte, rasch hinweg, und Beide befanden sich in des Königs Privatgemache. Ein Fremder harrte hier der Kommenden, verließ aber sogleich bei ihrem Eintreten die Fensterbrüstung, wo er gestanden, und näherte sich dem Tische in der Mitte des Zimmers. Der König stellte den

Fremden seinem Begleiter als den Herzog de Longueville vor, und nach einigen leeren Begrüßungsformeln zwischen den beiden Herzögen nahm der König einige unversiegelte Papiere vom Tische, und legte sie schweigend in Suffolks Hände. Der Inhalt war in französischer Sprache abgefaßt und Brandon fühlte seine Lippen sich vor Unwillen krampfhaft zusammendrücken, und die Stirne sich in Falten ziehen, während er die verschiedenen Briefe durchlas. Es waren Vollmachten für den Herzog Louis de Longueville, im Namen seines Monarchen Louis Valois, Königs von Frankreich, um die Hand Mariens, der Prinzessin von England, zu werben. Suffolks Auge starrte während des Lesens die Schriftzüge an, ohne deren Inhalt zu begreifen.

Er legte die Briefe hierauf wieder an ihren Ort, und wendete sich mit erkünstelter Ruhe an den König, der in heftiger Gemüths-

bewegung im Zimmer auf- und abging. Er fragte ihn kalt: »Dürfte ich wohl Eure Majestät um Erklärung bitten, warum ich eben heute mit dem Vertrauen Eurer königlichen Hoheit beehrt wurde?«

Der König stand plötzlich still, und sah, über diese Bemerkung des Herzogs verwundert, ihm scharf ins Auge. Dann zog er ihn auf die Seite, und sprach: »Der gehörnte Teufel selbst, und Michael Scott*) dazu, hätten dies Alles nicht voraussehen können, doch ist dem einmal so. Ich habe zwar wenig Ursache, dem Hause Valois gut gesinnt zu sein, doch bietet diese von Frankreich beabsichtigte Heirath mir sehr viele Vortheile. Meine Völker bedürfen endlich der Ruhe nach so langwierigen Kriegen, und sollte auch der ersehn-

---

*) Ein berühmter englischer Magier. S. über ihn: Sir Michael Scott; 3 Thle. Leipzig bei C. H. F. Hartmann.

D. Ueb.

te Frieden ein hartes Opfer heischen. Auch weiß schon jeder Thürsteher am Hofe so gut als Du, daß Frankreich an dem Pabste, Spanien und Oesterreich Verbündete wirbt. Denke nun, wenn Alle diese auf mich Einzelnen eindringen, wie kann die kleine Schaar, die ich in Frankreich stehen habe, so vielen Feinden unbesorgt entgegen gehen? Nehme ich jedoch dies Anerbieten an, so können meine Truppen auf rühmliche Weise, ja sogar ehrenvoll, die Gränzen jenes Landes verlassen.«

»Handelt, mein königlicher Gebieter, wie es Euch am Besten dünkt,« — entgegnete Suffolk, der kaum das letzte Wort des Königs hatte erwarten können, — »aber opfert nicht die Prinzessin einer politischen Furcht; laßt ruhig das Banner Englands flattern, mag es auch immer wehen von Berwik über den Tweed, bis an die äußersten Gränzen Kornwalls. Berufet Eure ganze Kriegsmacht zu-

sammen, daß sie für ihren König und die Prinzessin die Waffen ergreife, und ich will meine Ehre verpfänden, daß von dem Edelmanne an Euerm Hofe bis zum Bürger und Bauer, nicht Einer auch sich bedenken wird, für die Sache seines Königs zu fechten. Ich selbst will mein gutes Schwert wieder ergreifen, und es soll solche Schlachtfelder wieder erblicken, wie Cressy, Poitiers und Agincourt waren.«

»Ihr spracht mir ganz aus der Seele, Suffolk!« sagte Heinrich, dessen Auge heftig funkelte, als der Herzog ihm diese Bilder ins Gedächtniß zurückrief. »Allein nun ist es einmal geschehen, und es lebt vielleicht kein einziger unter meinen Unterthanen, der nicht einen Verwandten in dem unglückseligen Kriege mit Frankreich eingebüßt hat. Jeder Heinrich und Eduard, der auf meinem Throne saß, hat Truppen nach Frankreich geführt. Die Kriege mit Frankreich schienen von mei-

ner Krone unzertrennlich zu sein. Aber, wozu soll mich entschließen? Sprecht nur ein Wort, und ich schleudere diesen französischen Duc schneller von mir hinweg, als eine Kugel aus der Hand ihres Schleuderes entrollt. Rathet mir, soll ich den Krieg mit Frankreich vermeiden? Nur eine Silbe, Suffolk, und ich mache Euch zum Reichsverweser. Bei meiner Krone schwöre ich, daß Euer Rath in jedem Stücke befolgt werden soll.«

Suffolk blickte wieder vom Boden auf, an welchem er, während der König gesprochen, die Augen geheftet hatte, und fixirte den Monarchen scharf. Sein Antlitz war todtenbleich, der Athem stockte, endlich sagte er in kaum vernehmbarem Tone: »Als Rathgeber des Reiches schlage ich den Frieden vor!« und sein Haupt fiel auf die Brust.

»Ich wußte wohl,« entgegnete der König, »daß Ihr nicht anders rathen würdet. Nun, was glaubt Ihr, daß das stolze Haus

Valois zu einer abschlägigen Antwort gesagt haben würde? Beim Himmel! wenn ich ein ähnliches Anerbieten an Frankreich wagte, und mein Wunsch nicht beachtet würde, ich böte die letzten Mittel auf, um das Land mit Krieg zu überziehen. Ich würde jeden christlichen Fürsten um Beistand anflehen, und mein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, bis ich mit der einen Hand ihm entrissen, was ich früher als eine Gabe freundlich gefordert, und mit der andern ihm das Diadem vom Haupte geschleudert hätte. Doch zeige mir noch einen andern Ausweg, wie der Friede zu erhalten sei? Rede nochmals, ich will Deinen Rath mit Freuden befolgen.«

Brandon entgegnete nichts; der König beobachtete eine kleine Pause, und fuhr dann fort: »Ihr wißt also keinen bessern Plan zu ersinnen? Euer Schweigen und meine Einsicht rathen dasselbe. Es muß also geschehen; allein Ihr scheint fragen zu wollen, weshalb

ich Euch hiehergerufen? Ihr werdet leicht errathen, daß ich mich über diesen Gegenstand zuvor bereits mit Marien besprochen, und Ihr könnt leicht denken, wie sie diesen Antrag aufgenommen? Ein Donnerschlag hätte sie minder erschüttert; sie seufzte, weinte, bat mich, beschwor mich, sie nicht einem abgelebten Monarchen in die Arme zu werfen, der sie nicht besser als ein Kleidungsstück beachten würde, das er anzulegen im Begriffe.«

»Ich mußte sie plötzlich verlassen, weil ich befürchtete, das Flehen des zarten Wesens könnte mir das Männerherz erweichen, und mich noch selbst zum Weibe machen. Die einzige Bitte, die ich noch an Euch habe, wird Euch zurückschaudern machen, doch dürft Ihr einen Wunsch nicht abschlagen. Ihr vermögt auf Marien weit mehr, als ich, oder sonst Jemand. Ihr müßt Euern ganzen Einfluß auf sie, und Eure Beredsamkeit aufbieten, damit sie in unsern Vorschlag einwil-

lige,

lige, von welchem Ihr mir selbst eingestanden, daß er ausgeführt werden müsse. — Starrt mich nicht so furchtbar an, Herzog!« setzte der König nach einer Pause hinzu — »denkt an die Schlacht zu Bosworth, wo Euer Vater für die Rechte des meinigen fiel. — Kann sein Sohn ein so unbedeutendes Opfer dem Sprößlinge Heinrichs VII. abschlagen? Ich bitte; ich fordere Euch in meinem eigenen Namen auf.«

Der König hatte geendet, und erwartete Suffolks Antwort, der fortwährend den Monarchen mit starren Augen angeblickt hatte. »Wohlan! so will ich denn hingehen,« antwortete er halb für sich, und machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

»Das vortreffliche Herz meines Freundes ließ mich auch diese Antwort erwarten!« sagte Heinrich, und schüttelte dem Herzoge die Hand, — aber Brandons Seele war in dieser Stimmung für Ausdrücke der Freundschaft

und Herzlichkeit wenig empfänglich. Suffolk wollte eilends fort, aber Heinrich hielt ihn mit den Worten zurück: »Beibt, Herzog! Ihr sollt sie hier finden, in dieser Grotte — der Himmel sei Eurem Geschäfte günstig!« und Suffolk verließ eiligst das Gemach.

So selbstsüchtig pflegte Heinrich auch in seiner spätern Regierungsperiode zu handeln; das Glück anderer Menschen seinem eigenen Interesse aufzuopfern, war ihm immer ein Leichtes.

»Dem Himmel sei Dank!« rief Suffolk aus, als er sich wieder in Gottes freier Luft befand, und der kühle West um seine glühenden Wange spielte. »Ob ich auch stark genug sein werde, meinen Auftrag zu vollenden?«

Dies sagend, eilte er hastigen Schrittes durch den Park. Unweit der Grotte war es ihm, als ob aus dem dichten Gesträuche ihn Jemand beim Namen rufe. Er drang durch

das Laubwerk, und erblickte Marien, welche auf einer harten Bank saß, das Gesicht in einen Mantel gehüllt, der ihren schlanken Leib bedeckte. Er fand sie ohne Sprache und Bewegung. Tausend Erinnerungen und Betrachtungen tauchten jetzt in seiner Seele auf, als er mit theilnehmenden Blicken nach ihr hinstarrte. Er hielt sich für ein Werkzeug in der Hand des Königs, der seinen Einfluß auf Mariens Herz jetzt zu benutzen suchte, in der Folge aber ihn wahrscheinlich verächtlich übersehen würde, sobald er durch ihn seinen Wunsch erreicht hätte.

Als er so unentschlossen da stand, ward er in seinem Nachdenken durch das Flattern eines Vogels aufgestört, dessen Fittige im Fluge seine Wangen gestreift hatten. — Sein Falke — dieser war es nehmlich — hüpfte auf dem Boden immer weiter vorwärts, bis er die Grotte erreicht hatte. Dort warf er seine Last zu Mariens Füßen nieder. Es war

das Rebhuhn, das früher von beiden Falken im Fluge erfaßt worden, und das Blut des armen Thieres besprützte im Falle den Saum ihres Kleides. Die Prinzessin blickte auf, und ohne ein Wort zu sprechen, streckte sie ihm ihren Arm entgegen. Der Falke setzte sich darauf. Ihre Augen waren roth von den häufigen Thränen, und ihre Stimme zitterte, als sie den Vogel anredete: »Mein guter Suffolk, du allein hast deine unglückliche Gebieterin nicht verlassen, du allein — Blut!« rief sie aus, und schauderte zurück, als sie sah, daß die Krallen des Vogels blutige Spuren auf ihrer linken Hand zurückgelassen hatten.

»Auch dein Besuch« — fuhr sie fort — »weissagt mir Unheil. Du hättest dich in einen Raben oder Uhu verwandeln sollen, um mich vor meinem Schicksale zu warnen. Blut am Saume meines Kleides! wahrlich du bist ein Bote des Unglücks. Besser, auch du verläßt mich, wie die Menschen —«

»Sprecht nicht so, Marie;« unterbrach sie der Herzog, der rasch aus seinem verborgenen Aufenthalte hervorstürzte, und sich zu ihren Füßen warf. »Solche Reden zu führen, Prinzessin, wäre Sünde, so lange noch Menschen leben, die für Euch mit Freuden ihr Haupt auf den Block legen würden. — Starrt mich nicht so finster an; ich habe von Eurem königlichen Bruder Alles vernommen.«

»Und bist Du etwa gekommen« — fragte Marie, unfähig ihren Unwillen länger zu unterdrücken, denn sie konnte das Blut der Tudor nicht verleugnen, das in ihren Adern floß — »bist Du etwa gekommen, mich mit Trostreden und leeren Mitleidsbezeigungen zu überhäufen? — Doch irre ich vielleicht; möglich, daß Ihr meines Bruders geheimer Rathgeber geworden, um mir anzugeben, wie ich Frankreichs Werbung aufnehmen soll?«

Als Brandon in seinem Schweigen beharrte, fuhr sie fort: »Redet, und laßt mich auch das Schlimmste wissen —«

Als diese schwer verwundenden Worte über ihre Lippen waren, erwachte Suffolk allmählig aus seiner Betäubung, und vom Boden sich erhebend, sprach er:

»Eure Hoheit hat es errathen; ich kam, um die Verbindung der jungen, schönen Marie mit dem alten, gebrechlichen Ludwig von Frankreich durch meine Vermittelung zu befördern, alle Hoffnung künftiger Glückseligkeit für Euch zu vernichten, Euch zu überreden, daß Ihr Euer Wohl jenem des Landes opfern wolltet, und —«

»Noch mehr?« unterbrach ihn Marie, und es war schwer anzugeben, welche von den Empfindungen, die jetzt vereint ihre Brust bestürmten, die heftigste war. »Es scheint, als ob Euer Auftrag sich nicht kurz fassen ließe?«

»Und mein eigenes Glück auf demselben Altar zu opfern.«

Marie entgegnete nichts; Beide blieben für einige Augenblicke sprachlos, und hatten die Augen starr auf einander geheftet. Sie hatte den Sinn seiner Rede kaum verstanden, und er war unfähig, seinen Auftrag zu beendigen.

Jetzt brach Marie das Schweigen. »Suffolk, ich kann nicht glauben« — sagte sie — »daß Heinrich Euch Alles mitgetheilt hätte. Ihr könnt unmöglich das Ganze wissen.«

»Ich weiß noch mehr,« entgegnete Brandon, »ich weiß Alles; doch kaum vermag ich zu glauben, was ich gesehen und gehört. — Der Gesandte — die Briefe — ich las sie, mich dünkt, ich hörte des Königs Worte, und wahrlich, er ist es, es müßte sonst eine Schreckgestalt sein.«

»Carl — Brandon — Suffolk — ich kenne wohl die Banden, die Euch an unser

Haus knüpfen. Ich kenne die Opfer, die Ihr um mich und die Meinigen gebracht. Euer Vater gab seinen Wohlstand, selbst sein Leben hin, um meinen Vater auf den Thron zu setzen.«

»Wohlstand? — Leben?« — entgegnete Suffolk.

»Unterbrecht mich nicht, Brandon!« fiel Marie ein, und obschon ihre Wange todtenbleich ward, versagte ihr die Sprache doch nicht. »Doch horch!« — fügte sie hinzu — »ich weiß, ich fühle, daß nichts, als das Schicksal selbst Dich hieher führen konnte. Ich bitte Dich nur, daß Du mich nicht wie ein Kind behandeln wollest. Unterrichte Du die Tochter Heinrichs VII., was sie zu thun habe, und obschon ihr Herz während Deiner Rede brechen muß, wird sie doch bis zu dem letzten Worte Deiner Rede sich zu beherrschen wissen. Ich bitte Dich, mir ohne Hehl zu gestehen, ob die-

se Heirath unvermeidlich und nothwendig —«

Suffolk ließ sein Haupt auf die Brust sinken, als er mit Mühe hervorbrachte: »Es ist so!«

Marie beugte sich vorwärts, um den Ton seiner Worte aufzufangen. »Wohlan, Mylord,« sagte sie, »Ihr erhaltet meine Einstimmung.«

Ihre Stimme brach, und sie sank vor dem Herzoge nieder, er aber stand erblaßt und erschrocken über ihre furchtbare Ruhe.

Das Gerücht von der bevorstehenden Verbindung Ludwigs von Frankreich mit Marien hatte sich blitzschnell durch das ganze Königreich verbreitet. Am 12ten September fand diese Feierlichkeit zu Paris mittelst Vollmacht Statt, und als bekannt gemacht worden, daß eine lange Zeit ausgesetzt sei, in welcher kein langwieriger, mit bedeutenden Kosten

verbundener Krieg eintreten sollte, überließ sich das ganze Land, von den Einwohnern Londons bis zu denen des unbedeutendsten Weilers, den ungemäßigten Ausbrüchen der Freude. Beim Anbruche der Nacht war die ganze Hauptstadt festlich erleuchtet. Männer sowohl als Knaben liefen mit flammenden Fackeln durch die Straßen, und der Tumult der allgemeinen Fröhlichkeit stimmte vortreflich zu diesem blendenden Schimmer. Die Freude herrschte überall, aber ganz verschieden waren die Gefühle einer Seele in der Stadt.

Aus der Brüstung eines kleinen Fensters, wo die Kammerfrauen zu Mariens Abreise, die am morgenden Tage schon vor sich gehen sollte, Vorbereitungen trafen, blickte die Prinzessin in düsterer Gemüthsstimmung auf das Volksgewühl unter ihrer Wohnung hinab, und dachte mit Entsetzen der Vermählungsfeier entgegen, die so bald vor sich gehen sollte.

Die Kammerfrauen hatten ihr Geschäft endlich verrichtet, und begaben sich hinweg. Als die letzte derselben das Zimmer verlassen hatte, rauschte unter der Tapete von der entgegengesetzten Seite ein kleines Männchen hervor, das vom Scheitel bis zur Zehe in einen Mantel gehüllt war. Der Fremde spähete zuvor sorgfältig im Zimmer umher, um sich gewisser zu überzeugen, ob er auch wirklich allein sei? dann nahete er sich mit schnellen Schritten der Prinzessin. Marie wandte sich um, als sie Fußtritte vernahm, und fragte: »Bolcyn, was bedeutet diese Mummerei?«

»Keine Mummerei, Mylady!« sagte Anna, denn diese war es wirklich, die in spätern Tagen eine Nebenkönigin abgeben sollte, jetzt aber nur erst acht Sommer zählte, und zu Mariens Kammerfrauen gerechnet ward.

»Keine Mummerei, Lady!« sagte sie, und überreichte der Prinzessin ein Paket, das sie

aus ihrem Mantel hervorzog. »Aber eine Botschaft von —«

»Von wem? sage? Gieb mir's!« und indem sie Annens Hand ergriff, öffnete Marie das Päckchen, und ein Gemälde kam zum Vorschein, welches, als die Gegenstände desselben vom Lampenlichte mehr und mehr erhellt wurden, Marien fast ihrer Sinne beraubte.

Sie erblickte sich darin auf einem Zelter reitend. Suffolk stand ihr zur Seite in seinem Jagdkleide; ein Rebhuhn durchstreifte vor ihnen die Luft, und ein Falke stürzte sich auf diese Beute herab. Unter dem Gemälde las man die Worte: »Suffolk, mein Suffolk, komm zurück!«

»Woher hast Du dies?« fragte Marie nach einer ziemlich langen Pause.

»Der Herzog von Suffolk gab es mir, Mylady. Er begegnete mir an der Pforte, und befahl mir, es Euch zu geben, mit der

Bitte, daß Ihr es Niemanden zeigen möchtet. Dann bot er mir für meine Mühe einen Kuß. Ich aber eilte schnell, da mußte ich auf meinem Wege hierher dem Könige begegnen. Seine Majestät suchte mich im Laufe aufzuhalten; ich entschlüpfte ihm jedoch glücklich und kam hieher. Fast wäre es mir bei ihm ergangen, wie dem ägyptischen Joseph bei der Frau des Potiphar, und ich hätte mein Kleid in seiner Hand lassen müssen.«

»Vortrefflich!« sagte Marie, welche eben nicht in der Laune war, über Annens Bibelcitate zu Gunsten ihres Tugendeifers zu lachen. Anna legte den Finger auf die Lippen, als Zeichen des tiefsten Schweigens, und verließ das Zimmer, Marien wieder ihrer Einsamkeit Preis gebend.

Wir wollen aber den Kummer ihres Innern nicht den Bemerkungen der Menge blos stellen. Wir übergehen auch Mariens Reise nach Frankreich, denn das Gemüth des Men-

schen ist zu selbstsüchtig gestimmt, um an den Leiden Anderer Theil zu nehmen. Suffolk hätte gern von Marien Abschied genommen, aber der König hatte dieser Scene vorzubeugen gewußt. Wenige Stunden vor der Abreise der Prinzessin mußte der Herzog mit Aufträgen, welche die höchste Eile erheischten, nach Schottland abgehen.

Wir begleiten jetzt Marien an die Küste Frankreichs, und lassen sie zu Boulogne landen, wo sie mit den ihrem hohen Range gebührenden Ehrenbezeigungen von dem jungen Grafen Angoulême empfangen ward, welcher späterhin als Franz I. den Thron von Frankreich bestieg, und Carls V. furchtbarer Nebenbuhler ward. In Abbeville sollte Ludwig seine Verlobte erwarten, und die Reise dahin ging mit solcher Pracht vor sich, wie es einer künftigen Königin von Frankreich zukam.

Marie ritt, von ihren Ehrendamen begleitet, die alle wie ihre Gebieterin in Gold gekleidet waren, und auf weißen Zeltern saßen, an der Spitze dieses stattlichen Zuges. In einer ihnen nachfolgenden Kutsche saß die lieblichgestaltete Anna Boleyn, die Alles um sich her bezauberte, und selbst zu sehr mit dem Gepränge beschäftigt, war sie in zu heiterer Stimmung, um Mariens Schwermuth zu bemerken.

In Abbeville kam ihnen der König mit den Kern des französischen Adels entgegen, um seine Braut zu bewillkommen. In dieser Stadt ward die verhängnißvolle Vermählungsfeier, jedoch mit nur wenigem Pomp, begangen, weil der König sich erst am Krönungsfeste seiner jungen Gemahlin in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zu zeigen beschlossen hatte. Diese Feierlichkeit sollte in den ersten Tagen des Novembers zu Paris Statt finden. Der König entließ hierauf Mariens Gefolge,

nachdem er jeden Einzelnen reichlich beschenkt hatte; nur Anna Boleyn war bei Marien zurückgeblieben, um die Einsamkeit ihrer Herrin durch ihre Gesellschaft zu mildern.

Wir übergehen die Ereignisse des nächsten Monats, den Marie in Abgeschiedenheit von der Welt zubrachte, oder was noch viel schlimmer, in der Gesellschaft des Königs, auf seinem Lustschlosse, nahe bei Abbeville. Nur die Gegenwart der kleinen Boleyn machte zuweilen, daß ihr die Zeit schneller vorübereilte, ungeachtet des lästigen Zusammenlebens mit dem grauen Despoten.

Bald hatte sich das Gerücht unter das Volk verbreitet, welche Festlichkeiten vor und während der Krönung Statt finden sollten. Als der ersehnte Zeitpunkt herangenaht war, hatten beide Königreiche ihre Repräsentanten geschickt, um ihren ritterlichen Ruhm in diesen königlichen Spielen zu behaupten. Unter den Rittern, die vor Heinrichs Thron hin-

traten, um die Erlaubniß anzuhalten, bei den Turnierspielen erscheinen zu dürfen, war Suffolk seinem Rufe, den er sich durch ritterliche Tapferkeit erworben, und dem Range nach, der Erste. Ihm zunächst erschien der junge Marquis von Dorset. Ihre Wünsche wurden bewilligt, und mit einem bedeutenden Gefolge von Rittern und andern gewaffneten Kriegern, denen Minnesänger und Gaukler folgten, reisten sie am letzten October ab, um am Krönungstage einzutreffen; die noch glänzendern Turnierspiele sollten dann erst folgen.

Zu St. Denys, wenige Meilen von Paris, ward die Festlichkeit mit all dem Glanze und der Pracht begangen, der sich Frankreich jemals rühmen konnte. Allein, wenn wir die finstern Bilder unserer Erzählung übergangen, soll auch auf den freundlichern Gemälden unser Blick nur flüchtig verweilen. Wenn jene unser Gemüth erstarren, blenden

diese hingegen zu sehr das Auge. Weder die kalte, noch die heiße Zone ist wohlthuend. Die gemäßigte ist unserer Natur am zuträglichsten.

Am folgenden Morgen strahlte die Sonne freundlich am Horizonte, nachdem sie die sie umhüllenden Wolken zerstreut hatte, und erhellte die lebenvolle Scene. Der Triumphzug sollte sich nach Paris, als dem Mittelpunkte des ganzen Reiches verfügen, und eine ungeheure Volksmenge folgte, als fröhlicher Zeuge, dem festlichen Zuge der erlauchten Herrschaften, und verlor sich im Gewinde der Straßen. Der Zug ging in dieser Prozession fort. Staub verhüllte dem gaffenden Pöbel die kommenden Personen — die Grüße verstummten, und Aller Blicke folgten dem königlichen Paare. »Jetzt naht der König und die Königin!« erscholl es wieder von Neuem, und die Musik schwieg. Die plumpen Leibgardisten drängten sich aus den Staubwolken hervor, und

schritten während dieses Volksjubels durch die Thorwege, den erlauchten Herrschern den Weg bahnend, welchen die Menge eingenommen hatte. Louis ward in einer Sänfte von weissen Rossen getragen. Seine Blicke waren fortwährend auf den Palankin neben ihm gerichtet, in welchem Marie von acht Männern getragen ward. Der Sitz war mit scharlachrothem Damast bedeckt, und ihre weißen Kleider stachen scharf gegen den dunkeln, reichverzierten Boden des Tragsessels ab. Ihr schönes Haar wogte die Schultern herab, und die Stirne war mit einer Perlenkrone umgeben. Auf sie allein waren die Augen der gaffenden Menge gerichtet, die ihre seltenen Reize, welche die Erwartungen Aller übertrafen, nicht genug bewundern konnten. Ein lange anhaltendes Schweigen war der treffendste Beweis des allgemeinen Erstaunens. Der Jubel des Volkes, der vor und hinter dem Zuge der Königin sich lebhaft äußerte, verstummte in

ihrer Nähe. Jedermann strebte nur dahin, ihre Engelsgestalt am längsten im Auge zu behalten.

Jetzt bewegte sich der Zug durch die Halle. Alle vornehmen Staatsbeamten und die sämmtliche Ritterschaft von England und Frankreich folgten den hohen Häuptern. Ein Schwarm von Minnesängern in reich gestickten Kleidern, die ihre Beschäftigung verriethen, erschienen dann mit feierlich abgemessenem Schritte; ihnen folgten die Gaukler, welche durch lautes Absingen fröhlicher, für den Gegenstand des Tages passender Lieder, auch einen Theil der allgemeinen Aufmerksamkeit zu erlangen suchten. Eine Schaar von Reitern beschloß den Zug.

Am folgenden Tage hatte sich bei noch frühem Morgen fast die ganze Einwohnerschaft von Paris auf dem St. Denysplatze eingefunden, und umstand die zum Turniere errichteten Schranken.

Endlich wurden diese geöffnet, und die Volksmasse, welche so lange vor denselben gestanden, drängte sich mit desto größerer Heftigkeit in das Amphitheater. In mehr abgemessenen Schritten folgten dann die ergrauten Helden des Reiches, und die zarte Jugend des französischen Adels, welche noch zu schwach war, um im Waffenspiele zu glänzen; mit ihnen im bunten Gemisch erblickte man die Damen des Hofes, welche zugleich Zuschauerinnen und Preisvertheilerinnen sein sollten.

Jetzt nahmen der König und die Königin die für sie bestimmten Plätze ein. Ihnen folgten der Graf Angoulême und mehrere Edele des Hofes. Die Ausforderer beugten sich vor den erlauchten Gebietern in tiefster Ehrfurcht; dann schwangen sie sich auf ihre Rosse, ritten in Eile um die Schranken, und als sie Angoulême, Dorset und Suffolk erblickten, stießen sie ein Freudengeschrei aus.

Wie könnten wir aber alle einzelnen Vorfälle dieses für Frankreich so merkwürdigen Tages anführen, ohne zu besorgen, daß wir unsre Leser dadurch ermüden würden? Wir begnügen uns daher mit der hier gegebenen Versicherung, daß die Ausforderer sämmtlich als Sieger im Turniere hervorgingen, und daß Englands Kämpfer den französischen Rittern nicht nachstanden. Eine bedeutende Anzahl von Gegnern hatten sie aus dem Sattel gehoben, und eine längere Pause war entstanden, da trat Suffolk hervor, und harrte des Grafen Longueville, der in voller Waffenrüstung mit der Miene eines Gegners sich ihm zum Zweikampf stellte. Brandons Herz erfüllte sich bei dem Gedanken, daß der Graf auch seinen Antheil an dem Heirathsvorschlage Mariens mit dem König Ludwig hatte, mit doppelter Erbitterung, und er dankte im Herzen dem Himmel, der ihm jetzt Gelegenheit gab, einen der Urheber und Theilnehmer in der sei-

nem Interesse entgegen wirkenden Verhandlung die Schwere seines Armes fühlen zu lassen. Er forderte mit gleich furchtbar drohender Stimme und Miene den Grafen zum Kampfe. Eine solche Ausforderung durfte nicht unbeantwortet bleiben. Jetzt tummelten Beide ihre Rosse, schlossen die Visiere und bereiteten sich zum gegenseitigen Angriffe.

Verschiedene Gefühle beseelten in diesem Augenblicke die Zuschauer dieses Kampfes. Longueville hatte sich den Ruf eines der tapfersten Ritter im Lande erworben, und nicht nur seine persönliche Stärke ward an ihm gerühmt, sondern auch seine seltene Gewandtheit und Geschicklichkeit in den ritterlichen Uebungen. Der Franzose, welchem auch die Ueberlegenheit seines Gegners nicht unbekannt war, hoffte dennoch, daß es jetzt ihm doch gelingen könnte, die zuvor erhaltenen Triumphe Suffolks und Dorsets über die französische Ritterschaft durch die Stärke seines Armes wieder

ausgleichen zu können, und die Ehre Frankreichs wieder herzustellen. Endlich ward das Zeichen zum Angriffe gegeben. Schnell wie der Blitz rannten die beiden Kämpen gegen einander. Suffolk stieß mit seiner Lanze nach dem Helme seines Gegners, und zugleich zwang er seinen Rappen durch eine Wendung sich so hoch zu bäumen, daß er das Roß des Franzosen heftig an die Brust stieß. Nichts konnte den Grafen vor den Folgen dieses Stosses retten, und Pferd und Reiter stürzten miteinander in den Sand. Die Knappen des gefallenen Ritters eilten zu seinem Beistande herzu, Suffolk aber verließ die Schranken unter dem Beifallsruf der Menge, selbst derer, die ihm das Schlimmste gewünscht hatten.

Es war dunkel geworden, und Fackeln erleuchteten schon den Schauplatz des Turniers, bevor die Schranken noch ganz leer geworden waren. Diejenigen, welche der Königin zu-

nächst ihre Plätze hatten, versicherten, gesehen zu haben, daß, als die Königin kaum ihren Sitz verlassen hatte, sich ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, durch die Menge fast gewaltsam einen Weg gebahnt, und durch eine Bewegung mit der Hand alle Umstehende auf die Seite gedrängt, worauf er mit der Königin ziemlich lange in sehr leisem Tone gesprochen. Einer der Umstehenden wollte sogar bemerkt haben, daß der Unbekannte beim Abschiede ihre Hand an seine Lippen gedrückt hätte, und wollte wahrscheinlich mit diesen Worten zu verstehen geben, daß der Mann im Mantel Niemand anders, als der Ritter gewesen sein müsse, der unter allen Kämpfern an diesem Tage am rühmlichsten seine Tapferkeit bewährt hätte.

Sollte es wirklich Suffolk gewesen sein, so hätte er sich gewiß bei der Königin beklagt, daß ihm nur mit diesen flüchtigen

Worten Abschied von ihr zu nehmen vergönnt sei, denn am folgenden Tage entließ der König mit keiner besondern Freundlichkeit die englischen Edlen von seinem Hofe, und zog sich mit der Königin auf eines seiner Schlösser zurück.

Was später erfolgte, wird den meisten unserer Leser aus der Geschichte bekannt sein. Louis starb und Marie begab sich nach einer Regierung von achtzig Tagen, der Etikette des französischen Hofes gemäß, in die Abtei von Clugny, um daselbst die Wittwentrauer in einem Kloster zuzubringen, einem Ort, dessen tiefe Einsamkeit, so wie die finstere Farbe seiner Mauern ganz mit der Düsterheit von Mariens Gemüthe übereinstimmten.

Allein nun kehren wir wieder zu Suffolk zurück, der nach seiner Rückkehr in England die dringenden Einladungen Heinrichs, am Hofe zu bleiben, standhaft ablehnte, und

sich auf eines seiner Schlösser im Norden zurückzog, wo er seine Zeit in einer gleichen Abgeschiedenheit von der Welt zubrachte, wie Marie in jenem Kloster.

An einem Winterabende, zwei Monate nachdem die Neuigkeit von Ludwigs Tode am englischen Hofe bekannt worden war, maß Suffolk, auf und abgehend, in hastigen Schritten die große Halle seines Schlosses. Seine Leute hatte er eben entlassen, und beschäftigte sich blos mit seinen Hunden und Falken, welche die einzigen Gesellschafter in seiner freiwilligen Einsamkeit waren. Er betrachtete eben seinen Lieblingsfalken, der seinen Namen trug, und dessen zu Anfang dieser Erzählung erwähnt worden, etwas aufmerksamer, und rief dann in einem von Wehmuth erfülltem Tone aus: »Suffolk! dein Gefieder hat schon die weiße Farbe angenommen. Armer Vogel! deine schönen Tage sind wie die deines Herrn — längst vorüber!« —

Er ward hier durch das Knarren des sich öffnenden und wieder mit gleichem Geräusche schließenden Thores unterbrochen. Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, ward hereingeführt.

»Mylord!« sagte ein Page, »ein Fremder wünscht Eure Hoheit unter vier Augen zu sprechen.«

»Ich habe meinem edlen Herzog eine Botschaft zu überbringen,« sagte der Fremde, dessen Stimme sich halb in den Falten seines Mantels verlor.

»Wohl, so bringt Eure Rede an.«

»Ich komme aus Frankreich, Mylord!«

»Ha! aus Frankreich? Was für Neuigkeiten habt Ihr von dort mitgebracht?«

»Eben so seltsame als angenehme.«

»Wie lautet Eure Mähr, Bursche, und woher kommt Ihr?« fragte mit sichtbarer Ungeduld der Herzog.

»Von Clugny, Mylord!«

»Clugny? So bringe Deine Botschaft endlich an, oder ich will Dir sie aus der Kehle reißen.« Suffolk schleuderte bei diesen Worten den Falken von sich, und ergriff den Fremden, zog ihm den Mantel herunter, und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen Creance vor sich.

»Vergebt, Mylord!« sagte der Falkner, welcher befürchtete, den Scherz zu weit getrieben zu haben. »Hier ist ein Päckchen, welches mir aufgetragen worden, Euch mit größter Sorgfalt, und so eilig als möglich zu überbringen.«

»Ist dem so, Alter?« fragte halb unfreundlich der Herzog, brach plötzlich das Gespräch ab, und als er mit sichtbarer Ungeduld und Neugier das Päckchen geöffnet hatte, erblickte er eben das Gemälde, welches er einst durch Anna Boleyn Marien überschickt hatte. Er las die von ihm selbst unter das Gemäl-

de gesetzten Worte: »Suffolk, mein Suffolk, komm zurück!« Er konnte nur einen Sinn sich herausdeuten; er schritt rasch auf Creance zu, umarmte ihn heftig, eilte dann zur Thüre, und verlangte, daß die Rosse schnell gesattelt werden sollten. Aber die Ungeduld erlaubte ihm nicht, zu warten, bis die Dienerschaft seine Befehle erfüllt haben würde. Er sattelte daher die Thiere mit eigener Hand, und machte sich sodann eiligst, in Creance's Begleitung, auf den Weg nach London.

An einem kalten Wintermorgen saß Marie mit der kleinen Anna Boleyn in ihrem Zimmer auf der Abtei Clugny, und sah mit einem von Schwermuth getrübten Blicke an den Wänden des Gemaches umher, während ihre Gedanken auf der andern Seite des Kanals waren, als plötzlich Hufschläge im innern Hofraume vernommen wurden. Fußtritte schallten immer näher die breiten Treppen

herauf, Marie erhob sich von ihrem Sitze, ihre Augen starrten unbeweglich nach der Thür; diese ward hastig geöffnet, und Suffolk stürzte unangemeldet zu ihren Füßen. Eine solche Scene läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben.

Wie Marie sich mit Suffolk in Frankreich heimlich vermählte, und die Liebenden bei ihrer Rückkehr nach England, nachdem sie Heinrichs Zorn kühn getrotzt, ihre Verbindung öffentlich bekannt machten, und wie sie dann, in süßer Zurückgezogenheit vom geräuschvollen Hofleben, ihre Tage zubrachten, ist schon zu oft und vielfältig von den Novellisten erzählt worden.

Nur eines haben sie Alle zu berichten vergessen, daß Suffolk in der großen Halle seines Schlosses jenes Gemälde aufgehangen, dem er das Glück seiner spätern Tage verdankte, und darunter waren

in großen Schriftzügen die Worte zu le=
sen:

»Die Falknerei der Liebe.«

IV.

Der fremde Ritter.

Eine humoristische Erzählung.

»Wer in aller Welt mag nur jener Fremde sein, der so oft vor unseren Fenstern vorübergeht?« So fragte Mrs. Morrison, und setzte die elegante Theetasse, die sie eben zum Munde führen wollte, nieder, um dem vorübergehenden Fremden mit wohlgefälligen Blikken nachzusehen. »Ich habe bemerkt, daß er schon mehrmals sehr ausdrucksvoll nach diesem Fenster heraufgesehen hat.«

»Wahrlich, ich weiß nicht, wer er ist, und erinnere mich nicht, ihn je zuvor gesehen zu haben;« erwiederte Miß Freelove. Nach einer kleinen Pause setzte sie dann noch, scheinbar gereizt, hinzu: »Sie betrachten

mich mit so durchdringendem Blicke, als wollten Sie damit sagen, daß eines jeden jungen Menschen Aufmerksamkeit auf mich gerichtet sein müßte.«

»Weshalb so scharf, Kind?« erwiederte die Matrone. »Ein schuldbelastetes Gewissen bedarf keines Anklägers. Widersprächen gewisse Leute nicht so eifrig, so würde das gerade der sicherste Bürge für ihre Unschuld sein. Uebrigens, meine unverwundbare, liebe Stieftochter, übrigens können Sie versichert sein, daß ich glaube, es sind außer Ihnen noch andere Damen in diesem Hause, welche sehr gut die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich lenken können.«

Miß Freelove wollte in den heftigsten Zorn ausbrechen, aber während des Gespräches hatte sie vergessen, auf die Theemaschine zu achten, und den Hahn derselben zuzudrehen. Das Wasser, unaufhaltsam hervorströmend, hatte daher nicht nur die Theekanne bis zum

Rande gefüllt, sondern war schon übergelaufen, und ergoß sich in einem kochenden Bache über den Tisch. Sie sah sich daher genöthigt, schnell aufzuspringen, um einem Bedienten zu klingeln, und als dieser eintrat, überschüttete sie ihn in ihrer ungebändigten Heftigkeit mit der ganzen Lage ihres Zornes, die ursprünglich für ihre Stiefmutter bestimmt gewesen war.

»Er ist ein sehr hübscher, junger Mensch, wer er auch immer sein mag;« sagte eine andere der anwesenden Damen. »Ich finde, daß er dem Kapitain sehr ähnlich sieht.«

»Ei, ei,« fiel Miß Freelove ein, »Sie machen da dem Kapitain ein schönes Kompliment; der Fremde ist nicht so groß.«

»Er ist fünf Fuß drei Zoll groß;« rief Orderly, der junge Milizoffizier; »und Kapitain Gorget ist doch ganz sicher kein großer Mann.

»Er ist eher klein;« sagte Miß Anna.

»Er ist zu stark;« bemerkte wieder eine Andere.

»Er hat eine gesunde Farbe;« warf Mrs. Bunch ein.

»Die könnten Sie auch haben, wenn Sie sie in demselben Laden kauften;« spottete Miß Duncan.

»Er ist sehr blaß;« behauptete Herr Eckber.

»Sein Rücken ist krumm;« fiel Miß Fond ein.

»Er trägt hohe Hacken;« rief der junge Gull.

So fuhr die Gesellschaft fort, bis sie jede Aehnlichkeit des Unbekannten mit dem Kapitain vernichtet hatte.

»Wer aber mag der Fremde sein?« ertönte nun wieder die Frage.

»Mir ist, als hätte ich ihn schon irgendwo gesehen;« versicherte Herr Morley.

»Für mich hat er etwas ganz Unerträgliches, was ich aber selbst nicht beschreiben kann;« sagte Mrs. Morrison.

»Er hat ein geheimnißvolles Aussehen;« flüsterte Miß Fond ihrer Nachbarin zu.

»Sein Blick scheint Sentimentalität zu verrathen!« seufzte eine der Miß Morrisons, deren sich sieben in der Gesellschaft befanden.

»Ich mag solche weiße Beinkleider sehr gut leiden;« versicherte ihre jüngste Schwester.

»Sie geben ein kriegerisches Ansehen;« sagte Lieutenant Orderly.

»Bei der Marine tragen wir sie sehr häufig;« fiel dessen Bruder, ein Seeoffizier auf halbem Sold, ein.

Orderly behauptete, die Marine borgte Alles, was hübsch und elegant aussähe, von den Landtruppen, wodurch ein ziemlich heftiger Kampf über die Frage entstand, welche von beiden Armeen sich besser zu kleiden wisse,

welche überhaupt vor der andern den Vorzug verdiene.

»Der junge Fremde, von dem Sie sprechen,« fiel, diesen Streit unterbrechend, eine alte Jungfer ein, »scheint wenigstens wohlthätigen Sinnes zu sein. Ich sah gestern, wie er ein Almosen an ein armes Mädchen gab, welches —«

»Affectation!« unterbrach Juliane Morrison sie. »Ich hasse alle dergleichen sogenannte gute Menschen und wohlthätige Seelen. — Ich behaupte, er ist ein Ladendiener.«

Mrs. Morrison hatte noch kürzlich in Cheapside gewohnt, und die Behauptung ihrer Tochter schien daher sehr viel für sich zu haben, ja, wohl gar unbestreitbar zu sein.

»Man sollte glauben —« fuhr sie fort, doch hier wurde sie durch einen eleganten Whisky unterbrochen, welcher an dem Hause vorüberfuhr. Alle stürzten zu den Fenstern, und einstimmig ertönte der Aus-

spruch, dies sei des jungen Fremden Whisky.

Der Theetisch ward beinahe über den Haufen gerannt; Kaleidoscope, damals gerade in ihrer schönsten Zeit, rollten über den Fußboden; Tassen und Theelöffel folgten, und von einem schweren Fußtritte getroffen, entfloh Puck, der Mrs. Morrison Schooshündchen, heulend unter den Ofen. Diese Verwirrung wich einem eifrigen Gespräche über gelbe Räder, blanken Wagenschlag und hübsche Wagenpferde, welches so laut geführt ward, daß endlich Mr. Morrison die Zeitungen, die er las, ärgerlich zu Boden warf, indem er versicherte, er könne kein Wort von dem verstehen, was er läse. »Wahrlich,« rief er aus, »ich schäme mich in Eurer aller Seele, daß Ihr über so unbedeutende Kleinigkeiten so viele Worte verlieren könnt. So geht's aber heut zu Tage: die wichtigsten Dinge werden über Kleinigkeiten vernachlässigt. — Glaubt

Ihr, daß Ihr immer auf dieser Welt bleiben könnt, weil Ihr Eure Zeit auf so unverantwortliche Weise verschwendet?« — Nach diesen Worten erhob er sich von seinem Stuhle, und ging mit gravitätischen Schritten zum Zimmer hinaus, um — eine Sendung Schmetterlinge, die er heute erst empfangen hatte, in seine Sammlung einzurangiren.

»Die Erscheinung eines Fremden in einer Dorfkirche zieht so viele Blicke auf sich, als Personen zugegen sind;« sagt Archer. — Die Erscheinung eines Fremden in einer Handelsstadt, nicht hundert Meilen von London entfernt, hat keine geringeren Folgen. Die Neugier regte sich auf mannigfache Weise. Vermuthungen wurden gemacht, Wahrscheinlichkeiten aufgestellt und verworfen, um zu erfahren, weß Standes der interessante Fremde sei, welche Geschäfte er hier habe; und Mrs. Morrison entwarf mancherlei Pläne, wie sie mit dem Fremden bekannt werden kön-

ne, oder eigentlicher, wie sie es anfangen solle, um ihn mit ihren Töchtern bekannt zu machen. Zufrieden mit dem Glanze seiner Equipage, fragte sie nicht erst, ob er ein Schwindler oder ein Glücksjäger sei, sondern stimmte sogleich ihr Jagdhallo an, in welches wenigstens zwanzig zärtliche Mama's einfielen, die eben so klug und spekulativ waren, als sie, und entweder Töchter oder sich selbst an den Mann zu bringen wünschten. Mrs. Morrison verlor keine Zeit, dem Unbekannten sehr deutlich zu verstehen zu geben, es sei nicht ihre Schuld, daß sie nicht näher mit einander bekannt wären; aber er mußte blind sein, nicht zu bemerken, welchen Tumult seine Erscheiuung überall erregte, wo er sich sehen ließ. Er schien überdies äußerst zurückhaltend zu sein, und jede Gelegenheit sorgfältig zu vermeiden, die dazu dienen konnte, irgend eine Aufklärung über sich zu geben. Niemand wußte, wer er sei, woher er komme,

was er hier wolle, oder wohin er wieder gehen werde. Vergebens sendeten Schwestern ihre Brüder ab, ihn in dem Billardzimmer in die Beichte zu nehmen; es war nichts aus ihm herauszubringen.

Man erfuhr, daß er regelmäßig alle Tage einige Gläser Eis bei Jones verzehre, und von nun an vermochten des Konditors Zimmer nicht mehr, alle Gäste zu fassen. Aber statt daß der Fremde hier sich in ein Gespräch mit den Damen hätte einlassen sollen, schien er nur damit beschäftigt, mit seiner Uhrkette zu spielen, und sah mehr zur Thür hinaus, als in dem Zimmer umher; sah er sich von Herren umringt, so stritt er mit denselben über die Verdienste Wellingtons und Blüchers, und warf kaum einen Blick auf die schönen Neugierigen, die rings umher saßen.

Vergebens ließ Mrs. Lewson, wie durch Zufall, ihren Arbeitsbeutel an die Erde fallen, vergebens streifte Mrs. Newson, in der

Hoffnung, ihn dadurch wenigstens zu einigen Worten zu zwingen, an ihn an; er erwies sich weder gegen die Erste gefällig, noch sprach er mit der Zweiten.

Mrs. Morrison, ein älterer, und daher auch erfahrenerer General, beschloß, ihren Zweck durch einen Gewaltstreich zu erreichen. Sie setzte ihr niedliches Füßchen, welches groß und breit war, wie es wenige gab, auf die blank gewichsten Wellington-Stiefeln des Fremden, und zwar mit bedeutender Gewalt; worauf sie sich denn, scheinbar erschrocken, in den lebhaftesten Bitten um Verzeihung gegen ihn ergoß. Aber das auf diese Weise angeknüpfte Gespräch wollte sie nicht so leicht wieder beendigen. Sie richtete daher ihr grosses, graues Auge fest auf ihn, und flüsterte ihm zu, es sei ein wahres Elend, daß jetzt eine solche Klasse von Gästen zu Jones käme, welche schon durch ihr linkisches Benehmen verriethen, daß sie an keinen vornehmen Um-

gang gewöhnt wären, und daß durch sie der Raum so beengt würde, daß man sich nicht frei bewegen könne.

Beschäftigt, den Schaden, den ihr breiter Fuß auf der Spiegelfläche seines Stiefels angerichtet hatte, mit einem seidenen Taschentuche wieder zu verbessern, antwortete er einige nichtssagende, und sogar ziemlich unpassende, wenigstens hier nicht hergehörende Worte, und gab so der Mrs. Morrison die Ueberzeugung, daß auch ihre Kriegslist fehlgeschlagen sei. Ihre Töchter waren gleichfalls nicht glücklicher; die freundlichen Blicke, die sie dem Fremden zuwarfen, machten auf denselben keinen Eindruck; und das Gespräch, welches sie in der Absicht anknüpften, daß er es hören solle, brachte einen, dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Erfolg hervor. Die Absicht, ihn in das Gespräch zu ziehen, wurde nach und nach so handgreiflich, daß er sie nicht mehr verkennen konnte; aber sie war

ihm widerlich, und so stand er auf von seinem Sitze, verließ das Eiszimmer, und suchte in dem Zeitungszimmer Ruhe.

»Eitler Narr! — Alberner Mensch!« tönte es von den Lippen der getäuschten Schönen ihm nach.

»Daß ich mir auch wegen eines solchen Menschen nur die geringste Mühe nehmen konnte!« rief Mrs. Morrison ärgerlich aus. »Er hat ja nur Augen für sich selbst.«

»Es scheint in der That,« sagte nun Mrs. Jones, die angenehme Wirthin, »daß er sich aus den Damen nichts macht, obgleich er ein vortrefflicher Kunde ist.«

»Und wissen Sie, wie er heißt, oder wo er her ist?« fragte Mrs. Morrison.

»Nein, Madame;« lautete die Antwort. »Ich weiß nur, daß er fast täglich zu uns kömmt, und Eis, Torten, kurz, alles, was er von uns erhält, auf der Stelle baar bezahlt; und daß er von hier häufig zu Cro-

mers, auf das Kaffeehaus geht. Ein Umstand aber ist mir sehr auffallend gewesen —«

»Und das ist?« unterbrach Mrs. Morrison sie voll Neugier, und die anderen Damen horchten hoch auf, um sich diesen auffallenden Umstand nicht entgehen zu lassen.

»Denken Sie sich, er sagt —«

»Und was denn? — was denn?« riefen mehrere Stimmen zugleich.

»Daß er um alles in der Welt keinen Eierrahm essen könnte, den wir doch, wie Sie wissen, ganz vorzüglich bereiten.«

Aergerlich über die Täuschung, eine so gleichgültige Sache statt eines wichtigen Aufschlusses über den Fremden erfahren zu haben, verließ Mrs. Morrison den Konditor; Laurette und Anna, Rea und Cary folgten ihr, wie die Küchlein der Bruthenne, und indem sie die Hauptstraße schwerfällig hinaufwackelte,

sann

sann sie darüber nach, welchen Grund der Fremde wohl haben könne, sie und ihre Töchter so sichtbar zu vermeiden, da diese doch nicht unbemittelt, und überdies die hübschesten Mädchen in ganz G.... wären. Endlich fiel ihr ein, daß sie mit Mrs. Clements, der Gattin des armen Pfarrers, ziemlich vertraulich gesprochen hätte; und dies war ohne Zweifel der Grund von der auffallenden Schweigsamkeit des vornehmen Fremden. Daher schrieb sie ein Notabene in ihr Taschenbuch, um sich zu erinnern, in Zukunft jedes Gespräch mit der armen Pfarrersfrau zu vermeiden.

Nicht selten glauben wir, daß das Mißgeschick uns hart und mitleidslos verfolge, wenn gerade schon das Glück auf Mittel sinnt, die uns geschlagenen Wunden zu heilen. Mrs. Morrison war kaum in eine Modehandlung getreten, um einige Kleinigkeiten zur Verschönerung ihrer Töchter einzukaufen, als sie er-

fuhr, daß Sir Eberhard Highflyer, in Folge des großen Gewinnstes, welchen er bei dem letzten Wettrennen gemacht hätte, in dem Gasthofe zum heiligen Georg einen großen Ball geben, und dazu gewiß die ganze Stadt einladen würde. Die roth- und weiße Farbe hatten den Preis gewonnen, und die Damen beschlossen daher, in diesen Farben zu erscheinen. Der Modehändler versicherte, die Nachricht sei ganz zuverlässig, denn der fremde Ritter habe durch seinen Bedienten ein Uhrband von jenen Farben holen lassen; bei welcher Gelegenheit er denn auch erfahren, daß der Fremde den Ball mit Sir Eberhards Schwester eröffnen werde.

Mrs. Morrison rechnete mit solcher Bestimmtheit auf eine Einladungskarte, daß sie sogleich mehrere Töpfchen rother und weißer Schminke kaufte, um auch ihrem Gesichte die Modefarben des Tages geben zu kön-

nen. Dann eilte sie, voll Ungeduld, die Einladung zu empfangen, nach Haus, wo sie auch in der That nicht lange auf die Karte wartete.

Bis zum Tage des Balles war nun die ganze Stadt, d. h. Alle, die sich zu den Honoratioren rechneten, in der größten Aufregung; Kleider, Gesichter, Zähne, Haare wurden in den gehörigen Stand gesetzt, und der fremde Ritter beschäftigte dabei gewiß die Gedanken mancher Frau, wie manches Mädchens.

Auf dem Balle selbst lenkten sich Aller Blicke nach dem Fremden; er war heiter, und sehr gut angezogen; in dem Knopfloche trug er ein unbekanntes silbernes Ordenskreuz. »Wer ist es? Wer kann es sein?« fragte jede Schöne. Mütter, Tanten, Töchter und Nichten drängten sich danach, mit dem fremden Ritter — denn daß er Ritter irgend eines Ordens sei, ließ sich ja nun

nicht mehr bezweifeln — zu tanzen; die männlichen Einwohner der Stadt lachten deshalb die weiblichen, ihres übertriebenen Eifers wegen, aus, während sie jedoch dem Unbekannten sein Glück beneideten.

Der Fremde fühlte sich nach den Anstrengungen des Balles ungewöhnlich wohl und behaglich; nicht aber so auch seine Bewundrerinnen. Einige träumten von Sternen und Ordensbändern; Andere vermochten gar nicht zu schlafen; und wieder Andere geriethen bei dem bloßen Gedanken, es könnte ihnen nicht glücken, den Unbekannten zu fesseln, in Verzweiflung. Alle aber erhoben sich voll Hoffnungen von dem nächtlichen Ruhelager, und suchten in heiterer Stimmung die Locken und Farben zusammen, deren sie zu ihrem Anzuge bedurften. Der Fremde konnte erst eine volle Stunde später als gewöhnlich zu seinem Frühstück kommen, denn ein Morgenbesuch folgte bei ihm dem andern.

Herr T...., ein Mann von bedeutendem Vermögen, besuchte ihn, seiner Schwester wegen, und lud ihn zum Mittagsessen ein; Mrs. U. überschickte ihm eine Einladung zu Thee und Conzert, und die Herren und Damen V. W. X. Y. und Z. gaben Karten ab. Mrs. Morrison, eifriger als alle die Andern, beschloß zu vergessen, was bereits zwischen ihr und dem Fremden vorgefallen war, und bat ihn zu einem Ball und Souper.

Dem fremden Ritter thaten jetzt, wenn er über die Straße ging, die Arme weh, so oft mußte er empfangene Grüße erwiedern, und seine sämmtlichen Federn verschrieb er, um Einladungen entweder anzunehmen, oder abzulehnen. Aber — o eitler Mensch — oft steigt der Glanz nur zu einer übermäßigen Höhe, um desto eher wieder zu vergehen!

Der Fremde wunderte sich in der That, woher so plötzlich bei Jedermann der Wunsch entstanden sei, ihn kennen zu lernen, aber

natürlich war er der Letzte, einzugestehen, daß er so viel Aufmerksamkeit nicht verdiene. Man mache sich daher eine Vorstellung von seinem Staunen, als er wenige Tage darauf bemerkte, daß die, welche sich mit dem größten Eifer in seine Gesellschaft gedrängt hatten, jetzt eben so eifrig bemüht schienen, ihn zu vermeiden. Vergebens trachtete er danach, irgend einen Grund zu erfahren; Alles war in undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Jetzt stattete er so viele Besuche ab, als ihm früher gemacht worden waren, aber er fand Niemand zu Haus, und in der Mitte fröhlicher Gesellschaft und einer glänzenden Menge ward er allein gelassen.

Er ging zur Mrs. Jones; er aß mehr Eis, als gewöhnlich; — vergebens. Da ließ er sich von ihrem berühmten Eierrahm geben, und so gelang es ihm, ihr Herz zu erweichen. Sie eröffnete ihm, daß an dem Wechsel, den er in dem Benehmen gegen sich wahrgenommen

hätte, nichts Schuld sei, als der Umstand, daß er das Zeichen einer sehr achtbaren Gesellschaft (welches in Irland fast an jedem Gallatage getragen wird) in das Knopfloch geknüpft habe; man hätte ihn, den einfachen Ritter von Schamrock, für einen Mann von hohem Titel und Rang gehalten, und schäme sich nun dieses Mißgriffes. Dazu kam noch, daß die Equipage, in welcher man ihn gesehen hatte, auch nicht sein Eigenthum war.

Kerrigan O'Domville waren jetzt plötzlich die Augen geöffnet, und seine Erklärung, daß seine Familie reich und angesehen sei, half ihm zu nichts. Voll Verachtung verließ er daher einen Ort, wo die Mütter auf die beschriebene Weise alle Gesetze des Anstandes zu verletzen vermochten, um für ihre Töchter einen reichen Mann zu angeln.

Wenn die jungen, heirathsfähigen und heirathslustigen Mädchen von G.... späterhin wieder Versuche machten, einen Fremden

in ihr Netz zu ziehen, nahmen sie sich die Geschichte mit dem fremden Ritter stets zur Warnung, und zogen die genauesten Erkundigungen über ihn ein, bevor sie ihre Angriffe begannen.

V.

Der Verbannte.

Eine englische Geschichte von W. H. Worrison, Esq.

Im Frühjahr des Jahres 1660 ritt ein wohlbewaffneter Ritter langsam durch einen Wald des nördlichen Englands. Er war hoch und schlank gewachsen, und ein schöner Mann von etwa acht und zwanzig Jahren; doch ließ ihn ein Ausdruck von Nachdenken und Sorge etwas älter erscheinen. Sein Anzug war der eines Landedelmannes vom höchsten Range, und eben so weit von der gesuchten Einfachheit der Puritaner, als von dem übertriebenen Luxus der Ritter jener Zeit entfernt.

Es war ein ungemein lieblicher Abend, und der Reisende schien in die Betrachtung der Schönheiten versunken, mit denen die wieder-

auflebende Natur die reiche Landschaft geschmückt hatte. Seine Aufmerksamkeit wurde indessen bald durch einen Reiter abgelenkt, der von einem der Seitenwege, von denen der Wald nach allen Richtungen durchschnitten ward, auf die größere Straße bog, und hier einige hundert Schritt vor ihm herritt. Er war etwa zwei bis drei Jahre jünger, als der ersterwähnte Reiter, und seine Kleidung, obgleich sie durch die Reise gelitten hatte, war sorgfältiger gewählt und höfischer. Sein Roß jedoch war ungleich schlechter, und durch dessen häufiges Straucheln ward man zu der Vermuthung veranlaßt, daß es seinen Herrn seit dem Morgen schon manche Meile getragen habe.

Nachdem der ältere Reiter seinen Vormann einige Zeit mit angestrengter Aufmerksamkeit betrachtet hatte, gab er seinem Pferde die Sporen, augenscheinlich in der Absicht, Jenen einzuholen. In diesem Augenblicke fiel

seitwärts im Gebüsche ein Schuß; das Roß des vordern Reiters, hierüber erschreckt, stutzte, und stürzte dann unter seinem Reiter zusammen, diesen einige Schritte weit über den Hals auf die Straße werfend. Der Gestürzte, welcher glaubte, der Schuß habe ihm gegolten, und entweder er oder sein Pferd sei verwundet, zog rasch eine Pistole aus dem Gürtel, und feuerte sie, zum Glück jedoch ohne zu treffen, auf den ältern Reiter ab, welcher zu seinem Beistande heransprengte.

»Was! Heinrich Pierrepoint!« rief dieser Letztere aus, den Anderen erkennend. »Was für ein Fall war das, Landsmann; Du hast den Boden geküßt.«

»Ich weiß nicht, was Du küssen nennst, Winterton,« entgegnete Jener; »aber das weiß ich, daß ich den ganzen Mund voll Erde habe;« und sprudelnd suchte er sich dieses unangenehmen Bissens zu entledigen. »Dennoch,« fuhr er hierauf fort, »ist unser Zusam-

mentreffen ein unglückliches, in einer Zeit, wo ich nicht viele Freunde habe.«

»Und wenn Deine Hand eben so sicher wäre, als Du rasch bist, so hättest Du die Zahl Deiner Freunde noch um einen verringert. Dessen ungeachtet, Heinrich, freut es mich, Dich zu sehen, obgleich ich gewünscht hätte, Dich in einem bessern Aufzuge zu erblicken. Ihr bildet ein prächtiges Zwillingspaar, Du und Dein Pferd; ich glaube nicht, daß dies Knochengerippe Dich noch eine Meile zu tragen vermag.«

»Ich will froh sein, wenn es nur noch eine Meile aushält.«

»Und das wäre auch weit genug;« erwiederte Winterton, »denn in dieser Entfernung steht das Haus meiner Väter, und so gesunken auch unsere Glücksumstände sind, so können wir doch noch immer einem alten Freunde Obdach gewähren. Aber sag, wo kömmst Du her?«

»Von Brüssel.«

»Und was bringst Du an Neuigkeiten mit?«

»Schlechtes, nichts als Schlechtes. Karls Sache steht verzweifelt; er hat, so viel ich beobachtet habe, kaum seine persönliche Freiheit; ist ihm aber gestattet worden, Brüssel zu verlassen, so befindet er sich in diesem Augenblicke in Breda. Was mich betrifft, so bin ich nun wieder hier in Altengland, nachdem ich das Wenige, was mir geblieben war, in Karls Dienst verborgt und verzehrt habe.«

»Und Altengland ist ganz gewiß nicht der sicherste Zufluchtsort, den Du unter diesen Umständen wählen konntest.«

»Vielleicht nicht, aber die Rundköpfe haben meine Güter an sich gerissen, und der alte Noll ruht im Grabe; Meister Dick vermag nicht, des Vaters Karten zu nehmen, und das Spiel zu Ende zu spielen; er hat die ganze Sache in die Hände des Parlaments ge-

geben, und das hat jetzt mehr zu thun, als einem Menschen nachzuspüren, dem es nichts nehmen kann, als sein Blut, ein Handelsartikel, von dem die Herren, sollte ich denken, vollauf genug haben. — Aber laß auch das Schlimmste aus meiner Rückkehr erfolgen, so kann ich doch immer nur sterben, und der Tod ist dem Aufenthalte unter Schranzen und Narren vorzuziehen, ist besser, als den Höfling an einem Hofe spielen, auf den alle Staaten verächtlich mit Fingern zeigen.«

»Und wann,« fragte Winterton, »verließest Du diesen Hof, von dem Du ein so trauriges Bild aufstellst?«

»Vor zwei Monaten; denn da ich hörte, daß die Ritter, welche geradeswegs aus Flandern kämen, einer strengern Untersuchung ausgesetzt würden, als ich zu ertragen Willens war, machte ich, nach England zu gelangen, einen bedeutenden Umweg. Dieser, so wie einige Unfälle während meiner Reise, sind

die

die Ursache, daß ich so spät erst hier angekommen bin.«

»Auf diese Weise,« erwiederte Winterton, »sind meine Nachrichten von dem vertriebenen Hofe neuer als die Deinigen, und — auch wohl besser. — Aber sieh, da sind wir ja schon zu Haus. Uebergieb den Zügel Deines Pferdes dem einzigen Diener, dessen wir uns jetzt rühmen können; und selbst dieser eine ist nur ein halber, da er die Hälfte seines Lebens, so wie in diesem Augenblicke, betrunken ist.«

»Was, mein alter Freund Hubert ein Trunkenbold geworden? — Ich erinnere mich doch, daß er der ordentlichste Bursche von der Welt, und niemals betrunken war.«

»Und jetzt,« erwiederte Winterton, »betrinkt er sich aus Grundsatz.«

»Das muß ein merkwürdig orthodoxer Grundsatz sein;« entgegnete Pierrepoint.

»Vielleicht; — er hält es der Würde der Familie für unangemessen, daß weniger Ale gebraut werde, als zu der Zeit, wo noch mehr Kehlen da waren, es zu verzehren, und nun thut er sein Möglichstes, die Fehlenden zu ersetzen; da er ferner die Verrichtungen der andern Diener, welche wir zu entlassen gezwungen waren, mit übernommen hat, hält er es für seine Pflicht, deren Verrichtungen bei dem Alekruge gleichfalls nicht zu vernachlässigen.«

»Auf diese Weise sind seine Pflichten gewaltig schwer, wenn er nur die Hälfte dessen wirklich thut, zu was er sich verbunden hält.«

»Es scheint wirklich, daß sie ihm zu schwer werden, denn er erliegt häufig unter denselben.«

Was der Leser von dem Character der Personen, mit denen wir ihn bekannt gemacht haben, durch die bisherigen Gespräche noch

nicht gelernt hat, das möge er durch einen kurzen Abriß ihrer Geschichte erfahren.

Der ältere Ritter war eines Briefwechsels mit dem verbannten Monarchen, in welchem über dessen Wiedereinsetzung auf den verlorenen Thron, und die Mittel dazu, gesprochen wurde, überführt worden, und man hatte ihm nur unter der Bedingung, eine unerhört hohe Summe als Buße zu zahlen, erlaubt, im Lande zu bleiben, und seine Besitzungen zu behalten. Aber die Herbeischaffung jener Strafsumme hatte ihn in die drückendste Armuth versetzt; von seinem prächtigen Marstall war ihm nur noch ein Roß, von seiner zahlreichen Dienerschaft nur der bereits erwähnte Hubert, von seinen weitausgebreiteten Besitzungen nur das Stammschloß seiner Familie geblieben; Hubert und zwei oder drei weibliche Dienstboten bildeten jetzt seinen ganzen Haushalt.

Auch der jüngere Ritter war mit glänzenden Aussichten geboren worden, hatte aber seine väterlichen Güter wegen der Anhänglichkeit verloren, die sein Vater der Sache des unglücklichen Monarchen bewiesen hatte, der das, was Einige ehrenwerthe Festigkeit, Andere tadelnswürdigen Starrsinn nennen, mit seinem Blute bezahlen mußte. Heinrich Pierrepoint, dessen Vater in der Verbannung starb, theilte das Geschick des zweiten Karls, bis er seinen letzten Schilling in dem Dienste dieses Fürsten ausgegeben hatte, der sich mit sehr geringem Zartgefühle der Börsen seiner Freunde, wie seiner eigenen bediente. Dann kehrte Pierrepoint, wie wir bereits gesehen haben, zu der Zeit einer gefährlichen Crisis in sein Vaterland zurück. —

Nachdem der jüngere Ritter mit seinem Freunde eine tüchtige Mahlzeit verzehrt hatte, schien er ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Sein Geist, von Natur lebhaft, er-

hob sich in dem Maße, wie er sich von seiner Ermüdung erholte, und er begann, die Welt und seine eigene Lage von einer ungleich vortheilhafteren Seite zu betrachten, besonders aber mit Hülfe eines vortrefflichen Rheinweines.

Als sein Wirth sah, daß Pierrepoint aufgeweckter wurde, suchte er ihn vollends zu erheitern, indem er sagte:

»Du willst mich doch nicht glauben machen, daß reine Liebe zu Altengland, bloße amor patriae, Dich auf Gefahr Deiner persönlichen Freiheit, Deines Lebens sogar, hierher zurückgebracht hat? Beichte; ist nicht eine gewisse Dame die Anziehungskraft?«

»Wäre Deine Vermuthung begründet,« sagte Pierrepoint, »was dann?«

»Ich weiß zwar nicht, daß ich irgend ein Recht hätte, Dich über diesen Gegenstand zu befragen, aber ich wünschte doch die Gründe zu kennen, die Dich bewe-

gen, sie in Deiner jetzigen Lage aufzusuchen.«

»Du wirst mich vielleicht auslachen, Winterton, wenn ich Dir gestehe, daß ich mich gern überzeugen möchte, ob die Hoffnungen, die ich zu nähren wagte, auf festerem Grunde ruhen, als meine übrigen Aussichten.«

»Und wenn Du fändest, daß dies nicht der Fall wäre?«

»Dann habe ich einige hundert Meilen einer Thorheit wegen zurückgelegt, sage dem schönen England für immer Lebewohl, und suche das Glück auf, wie der Krieg in einem oder dem andern Lande es mir zu bieten vermag.«

»Und Dein erster Schritt, Dich zu überzeugen, ob Deine Hoffnungen nicht getäuscht werden?«

»Die Dame aufzusuchen, und mich ihr zu Füßen zu werfen,« fiel Pierrepoint hastig ein.

»Zuvor mußt Du eine dreißig Fuß hohe Mauer übersteigen, und Dich dabei wohl in Acht nehmen, Dich nicht auf den eisernen Spitzen, welche sie trägt, zu spießen.«

»Winterton, Du erschreckst mich!« rief Pierrepoint voll zärtlicher Besorgniß.

»Nein, fürchte nichts, Freund; Deine Geliebte ist sicher genug, das versichere ich Dir. Dein Freund Noll, wie Du ihn gewöhnlich nennst, übergab sie und ihre Schwester, Lady Blanka, der Vormundschaft des gegenwärtigen Besitzers Deiner Güter; wahrscheinlich aus freundschaftlicher Rücksicht auf Dich, damit Du bei eintretendem Glückswechsel Güter und Braut mit einem Schlage zurückgewinnen könntest.«

»Aber gehen sie nie aus?« fragte Pierrepoint.

»Niemals; der achtungswerthe Vormund hält, vollkommen weise, den Grund und Boden innerhalb der Ringmauern des Schlos-

ses für hinlänglich zur Bewegung und zum Einathmen frischer Luft.«

»Aber sicher vergrößerst Du die Schwierigkeiten, welche statt finden, um zu ihr zu können.«

»Ganz im Gegentheil,« erwiederte Winterton; »während der letzten sechs Monate habe ich alles gethan, was in meinen Kräften stand, um sie zu verringern.«

»Ei;« rief Pierrepoint aus, »jetzt erinnere ich mich erst, daß Du Neigung für die Lady Blanka hegtest, welche Deine Bewerbungen günstiger aufnahm, als ihre Schwester Leonore die meinigen.«

»Nein;« erwiederte Winterton, »da thust Du ihr Unrecht. — Ich habe es aus sicherer Hand, daß sie nicht so unempfindlich gegen Deine Aufmerksamkeiten ist, als Deine Bescheidenheit es Dich fürchten läßt.«

»Dann wünschte ich, sie hätte mir einen Theil ihres Vertrauens rücksichtlich eines Ge-

genstandes geschenkt, an dem sie schwerlich lebhafter Antheil nehmen kann, als ich selbst.«

»Und wann denkst Du Deinen Vorsatz auszuführen, und Dir trotz hoher Steinmauern, trotz sechs robuster Diener und der Argusaugen des Vormundes, zu der Dame Deines Herzens einen Weg zu bahnen?«

»Bei der ersten Gelegenheit.«

»Ei, auf eine Gelegenheit zu warten,« spöttelte Winterton, »das erlaubt der Ruhm eines so anerkannt tapfern Ritters nicht.«

»Nun gut dann,« rief Pierrepoint, »morgen früh vielleicht.«

»Und zweifelsohne in Deinem gegenwärtigen Aufzuge, damit, wenn es Dir nicht glückt, ihre Liebe zu gewinnen, Dir doch wenigstens ihr Mitleid gewiß ist; Leidenschaften, die keineswegs so nahe mit einander verwandt sind, als einige Altkluge behaupten möchten. Glaube mir, mit einem stattlichen Aeußern

gewinnt sich die Liebe viel leichter. Ich bitte Dich daher, noch so lange zu warten, bis Deine ausgehungerte Gestalt meiner Gastfreundschaft Ehre macht, oder wenigstens, bis Du eine Rüstung hast. Denn wenn Du Dich der Lady in diesem abgetragenen Anzuge zeigtest, möchte es das Ansehn haben, als wünschtest Du eine neue Kleidung zu gewinnen, bevor Du gezwungen würdest, Dich von der alten zu trennen. — Wirst Du Deinen Vorsatz, die Lady Leonore aufzusuchen, noch einige Tage aufschieben, wenn ich Dir die Ueberzeugung schaffe, daß Deine Hoffnung nicht so sehr der Ebbe zugeht, als Du es fürchtest, und Dir zugleich die Versicherung gebe, daß die Umstände vielleicht schon in einigen Tagen ungleich günstiger sein werden, als sie es jetzt sind?«

»Ueberzeuge mich davon,« sagte Pierrepoint, »und ich will mich von Dir leiten lassen, wie es Dir gefällt.«

»Nun wohl,« erwiederte Winterton; »das kann ich Dir mit Sicherheit versprechen. — Und nun beantworte mir meine Fragen nach einigen unserer Freunde in Flandern. Wie geht es Franz Sackville? Der König versprach, für sein Vermögen zu sorgen.«

»Und hat königlich Wort gehalten, bis zum letzten Stüber.«

»Und wo ist der arme Franz jetzt?«

»Zu Brüssel in einem Dachstübchen von so geringem Umfange, daß er sich nicht ausstrecken kann, ohne das Fenster zu öffnen, damit er den nöthigen Raum gewinne.«

»Und prunkt er noch immer so, wie früher?« fuhr der Fragende fort.

»Ach nein,« entgegnete Pierrepoint; »die Armuth ist jetzt sein einziger Schneider, und die sorgt nicht für neue Wämser. Mit Thränen in den Augen erzählte er mir, daß er auf sechs verschiedenen Wegen in sein letztes Kleid fahren könnte.«

»Und nimmt er zur Ertränkung seiner Sorgen noch so häufig seine Zuflucht zur Weinflasche?«

»Er ist bis zum Branntewein herabgestiegen. Diesen sucht er sich nun zu verschaffen, wie er kann, erbettelt ihn, borgt ihn, stiehlt ihn vielleicht gar, wie Prometheus das Feuer einer andern Art, und leidet dafür, wie dieser, vielfache Pein an der Leber.«

Dies Gespräch ward noch einige Zeit fortgesetzt, dann erfüllte Winterton sein Versprechen, und überzeugte Pierrepoint, daß die Lady Leonore ihm gewogen sei; aber dennoch konnte er ihn nur mit Mühe bewegen, seine Ungeduld, eine Unterredung mit ihr herbeizuführen, noch für kurze Zeit zu zügeln. Nach dem Verlaufe einiger Tage gab Winterton endlich, jedoch nicht ohne Widerstreben, seine Einwilligung zu dem Abenteuer, und als sein Freund ihn fragte, auf welche Weise ein

glücklicher Erfolg am wahrscheinlichsten zu gewinnen sei, erwiederte er:

»Der alte Hubert ist am geeignetesten, Dir beizustehen, aber seiner Tagesordnung zufolge, kannst Du auf seine Dienste schwerlich anders, als des Vormittags rechnen. Du mußt daher, als eine besondere Gunst, von ihm erbitten, daß er sich einmal, außer der Ordnung, am frühen Morgen betrinke, damit er am Nachmittage wieder nüchtern, und zu Deinem Beistande tauglich sei.«

»Ich weiß kein anderes Mittel,« erwiederte Pierrepoint, »als den Schloßgraben an der seichtesten Stelle zu durchwaten.«

»Ich möchte Dir den Versuch nicht rathen,« entgegnete Winterton. »Denn abgesehen davon, daß die Ausführung dieses Vorhabens vielleicht ganz unmöglich ist, würdest Du auch darüber den, meiner Ansicht nach ganz unentbehrlichen Beistand Huberts verlieren; denn dieser besitzt eine so unwidersteh-

liche Wasserscheu, daß er sich nimmermehr der Gefahr aussetzen würde, einen Tropfen einer solchen Flüssigkeit seinen Lippen nahe kommen zu lassen.«

Hubert, welcher glücklicher Weise nüchtern war, wurde nun mit zu dem Rathe gezogen. Wie unfähig er auch in anderer Hinsicht zu einem Geheimenrathe sein mochte, so war er doch in einem Punkte dazu vollkommen geeignet: seine Verschwiegenheit war unverbrüchlich, er mochte nüchtern oder betrunken sein; denn er war von Natur schweigsam, und der Genuß des Ales schien seine Lippen vollends hermetisch zu verschließen.

Als er über die Möglichkeit befragt wurde, in das Schloß zu gelangen, sagte er, daß er nur eines wisse, was schwieriger sei, nämlich: wohlbehalten wieder herauszukommen. Nachdem er einige Zeit über die Sache nachgedacht hatte, legte er den Finger an die Stirn, dann an die eine Seite der Nase,

und sagte mit verschmitzter Stirne den Rittern, daß er einen Plan ersonnen habe, die Schwierigkeiten zu überwinden. Er erzählte, daß er sich öfters herablasse, mit dem Pförtner des Schlosses einen Krug einfachen Ales zu trinken, und stieß bei dieser Gelegenheit zugleich einen derben Fluch gegen den Herrn aus, dessen Geiz, um einige Scheffel Malz zu ersparen, ein so dünnes Gebräude anfertigen lasse. Sein Freund, der Thorwärter, fuhr er fort, dürfe ihm nicht das Thor öffnen, und pflege ihm deshalb einen Schlüssel herabzuwerfen, mit dessen Hülfe er durch ein Hinterpförtchen in die Burg gelange, ohne von dem Eigenthümer bemerkt zu werden, der jeden Fremden, welcher sich der Burg nahe, mit den mißtrauischesten Blicken zu betrachten pflege. Er schlug nun vor, Pierrepoint sollte sich zu dem Hinterpförtchen schleichen, und sich in dem dichtverwachsenen Gesträuch in der Nähe desselben verbergen, während Hubert

den Schlüssel auf die gewöhnliche Weise empfinge, und ihn dem Ritter überlieferte, der dann für das Uebrige selbst sorgen müßte.

Noch ehe dieser Plan zur Ausführung kam, wollte der Zufall, daß Pierrepoint das Dienstmädchen der Lady Leonore traf, und von dieser erfuhr, welche Zimmer von den beiden Schwestern bewohnt würden. Sie lagen in einem entfernten Theile des Schlosses, wohin die Dienerschaft nur selten kam. Pierrepoint konnte daher leicht, ohne bemerkt zu werden, dorthin gelangen, da auch Haslerigge, der gegenwärtige Besitzer des Schlosses, entweder aus unwillkührlicher Achtung vor seinen Gefangenen, oder wegen des kalten Empfanges, der ihm von denselben stets zu Theil ward, die Schwestern nur sehr selten durch seine Gegenwart belästigte.

Das Glück schien Pierrepoints Unternehmen zu begünstigen, denn es gelang ihm,

den

den Schlüssel des Hinterpförtchens, und mit dessen Hülfe den Zutritt zu dem Schlosse zu erhalten. Mit dem Innern des Schlosses vollkommen bekannt, glückte es ihm auch, die Zimmer der Lady Leonore und Lady Blanka unentdeckt zu erreichen.

Er betrat dieselben nicht gerade auf dem gewöhnlichsten Wege, nämlich durch das Fenster, und ward daher mit einem lauten Angstgeschrei der Damen begrüßt. Lady Blanka war die Erste, welche sich erholte, und ihn erkannte.

»Ritter Pierrepoint!« rief sie aus; »bei Gott, das ist wunderbar!«

»Er ist es!« erwiederte Pierrepoint. »Hier sehen Sie mich, mitten in des Feindes Burg gefallen, wie eine Bombe.«

»Ja, und gleich einer solchen Allen Verderben drohend, die sich in dem Gemache befinden, in welches herabzufallen es Euch beliebt hat.«

Lady Leonore, welche sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, verließ ihren Sitz mit dem Ausdrucke der Beleidigung durch den verletzten Anstand; und erst als der Ritter sich ihr zu Füßen geworfen, und eine glühende Versicherung seiner Liebe und Treue — von welcher, wie wir ihm die Ehre lassen müssen, die Hälfte wahr war — beendigt hatte, ließ die Lady sich so weit herab, ihm zu antworten, indem sie ihn fragte, ob es ein Beweis der Treue gewesen sei, daß er Dorothea, ihr Mädchen, geküßt, als er sie den Tag zuvor im Walde getroffen.

»Ich gestehe mich des Kusses schuldig, schöne Lady,« erwiederte Pierrepoint, »doch nicht in der Absicht, einen Raub zu begehen. Es ist wahr: ich gab der erwähnten Dorothea den mir angeschuldigten Kuß, doch nur zum Gebrauche ihrer Herrin, der Gebieterin meines Herzens. Daß sie ihn zu ihren eigenen unlauteren Absichten mißbraucht hat, ist

um so schlechter, als ich überzeugt war, daß die ausgezeichnete Klugheit meiner Dame sie nur treue und zuverlässige Dienerinnen wählen lassen würde.«

»Unverzeihlich!« rief die Lady aus.

»Unverzeihlich, in der That!« wiederholte der Ritter, absichtlich den Sinn des Wortes ändernd; dann fuhr er fort: »Um Euch zu beweisen, schöne Lady, wie sehr ich die unverzeihliche Falschheit Eurer Dienerin verabscheue, will ich die erste sich mir darbietende Gelegenheit benutzen, den Kuß von der Betrügerin zurückzufordern, um ihn seiner ursprünglichen und wahren Bestimmung nach zu verwenden. Bis dahin bleibt mir doch noch ein Trost.«

»Und welcher, im Namen der Unverschämtheit, kann das sein?« fragte die Lady.

»Der Unwille, den Ihr, schöne Lady, über den Verlust des Kusses ausdrückt, und

der mir deutlich beweiset, welchen Werth Ihr auf den Gewinn desselben gesetzt haben würdet.«

Lady Leonore sah ein, daß es vergeblich sein würde, einem so unverbesserlichen Beleidiger eine längere Strafpredigt zu halten, ergriff daher das klügere Theil, und lachte recht herzlich über ihn. Bald jedoch nahm sie ihre frühere Ernsthaftigkeit wieder an, und fragte: »Was konnte Sie veranlassen, Pierrepoint, Ihre Sicherheit so auf das Spiel zu setzen, und sich freiwillig in die Macht eines Mannes zu liefern, der so triftige Gründe hat, Ihren Untergang zu wünschen? Er betrachtet Sie natürlich als den Einzigen, welcher mit Recht Anspruch auf die Güter machen kann, die er an sich gerissen hat, und Sie wissen wohl, daß er ein Mann ist, der sich durch sein Gewissen nie von der Verfolgung seiner Pläne abhalten läßt.«

»Ich habe meine Entschuldigung vor mir,« erwiederte Pierrepoint, sich artig verneigend, »und Niemand kann leugnen, daß es eine vortreffliche ist.«

»Und dennoch nur eine schwache,« entgegnete die Dame; »aber wenn ich auch Ihr Recht, Ihre eigene Sicherheit auf das Spiel zu setzen, nicht bestreiten darf, so muß ich doch fragen: was giebt Ihnen das Recht, auch mich in Gefahr zu bringen?«

»Mein gutes Schwert, theure Lady,« erwiederte der Ritter, »und ein starker Arm werden hoffentlich hinreichen, jede Gefahr von Euch fern zu halten, von der Ihr jetzt bedroht werden könntet.«

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Blanka, welche, um die Unterhaltung der Liebenden nicht zu stören, an das Fenster getreten war, plötzlich voll ängstlicher Besorgniß ausrief: »Flieht, Pierrepoint, flieht augenblicklich, und rettet Euch. Haslerigge ist

in dem Garten unter unserem Fenster, und hat den Weg hierher eingeschlagen.«

»Auf welchem Wege?« fragte Pierrepoint.

»Bei dem Springbrunnen vorüber;« erwiederte Blanka.

»Dann müßte ich ihm unwiderruflich begegnen, indem ich zu entfliehen trachtete.«

»Ach, Pierrepoint,« rief Lady Lenore aus, und rang jammernd die schönen weißen Hände; »wie konnten Sie sich in solche Gefahr bringen? Haslerigge mag Ihnen an Muth und Tapferkeit nicht gewachsen sein, aber er ist blutdürstig und grausam, und hat hier im Schlosse Leute zu seinem Befehle, welche Sie auf einen Wink von ihm mit eben so wenig Gewissensbissen von den Zinnen der Burg hinab in den Schloßgraben schleudern würden, als wären Sie ein Hund. — Ach Heinrich! Heinrich, — Sie sind verloren; es ist unmöglich, Sie zu verbergen.«

»Und auch unnöthig,« entgegnete der Ritter. »Ich will dem schändlichen Usurpator und seinen Knechten hier in meinem eigenen Schlosse Trotz bieten. Beruhigen Sie sich nur, theure Lady's, und — das Wort eines Edelmannes darauf, es soll Ihnen kein Leid wiederfahren. Ich bitte, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein. — Ihre Besorgniß für meine Sicherheit, mein Leben, macht mich unendlich glücklich. — Hat doch bei dem unzähligen Mißgeschicke, dem ich oft fast unterlag, die Hoffnung und das Vertrauen mich aufrecht erhalten, daß Sie, theure Lenore, selbst in der Ferne freundlich für mein Wohl besorgt sein würden.«

Lady Leonore sammelte sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, um ihre Gefühle nicht zu verrathen, setzte sich, und bedeckte die Hälfte ihres Gesichtes mit dem Schleier; Pierrepoint blieb vor ihr auf den Knieen liegen, und ward in dieser Stellung von dem eintretenden Haslerigge angetroffen.

Dieser stutzte, indem er den fremden Ritter bemerkte, aber augenblicklich faßte er sich wieder, und rief: »Hoho! — Wen haben wir denn hier? — Den Verräther Heinrich Pierrepoint?«

Dieser erhob sich, trat seinem Feinde mit Würde entgegen, und sagte; »Ein Verräther und Heinrich Pierrepoint sind hier, aber nicht in einer Person.«

»Wer heimlich und bewaffnet kömmt,« entgegnete Haslerigge, »kann keine ehrenwerthe Absicht haben. Habt Ihr Euch hier eingeschlichen, um mich in meinem eigenen Schlosse zu ermorden?«

»Schurke, es ist das meine,« donnerte Pierrepoint ihm zu, »aber eben deshalb bist Du sicher.«

»Ihr seid sehr voreilig, Sir,« erwiederte Haslerigge, das Gesicht zu einem spöttischen Lächeln verziehend; »Ihr seid sehr voreilig, mir einen Schutz zu versprechen, dessen ich nicht

bedarf, und den Ihr nicht zu gewähren vermögt. Ihr werdet mich entschuldigen, daß ich Euch das Schloß nicht abtreten kann, das Ihr mit so vieler Bescheidenheit von mir fordert; aber ich will Euch ein Zimmer in demselben anweisen, wo es Euch nicht an Zeit fehlen wird, Euch Eurer profanen Lieblingsneigung zu dem hinzugeben, was Ihr Poesie nennt.«

»Ich danke Euch für Eure Artigkeit, Master Haslerigge,« entgegnete Pierrepoint; »ehe ich aber davon Gebrauch mache, muß ich Euch bitten, einen kleinen Aufsatz in Prosa zu lesen, der vielleicht Eure Theilnahme erregt.«

Indem Pierrepoint so sprach, überreichte er Haslerigge ein Papier. Es war eine Abschrift von der Proclamation, welche Karl erlassen hatte, als er, in Folge der Unterhandlungen des General Monk, von dem Parlamente zurückberufen, und in seine

Rechte wieder eingesetzt worden war. Winterton, der mit dem verbannten Hofe, ungeachtet der Gefahren, denen er sich dadurch aussetzte, in steter Verbindung geblieben war, hatte diese Proclamation, unmittelbar nachdem sie bekannt gemacht war, durch einen Eilboten zugeschickt erhalten.

Haslerigge's Hand zitterte sichtbar, während er das Papier überlas; dann ließ er es plötzlich fallen, und eilte der Thür zu. Pierrepoint aber errieth seine Absicht, und kam der Ausführung derselben zuvor, indem er seinen Widersacher bei dem Arme ergriff, und ihm zurief: »Halt, Master Haslerigge; Ihr habt zu große Eile, einen Mann zu verlassen, von dem Ihr Euch noch vor einer Minute nicht trennen wolltet. Ich möchte nur ein Wort mit Euch sprechen. Ihr habt in der Proclamation von gewissen Ausnahmen der allgemeinen Amnestie gelesen, und wenn ich nicht irre, so sind die Dienste, welche Ihr dem

alten Gouvernement geleistet habt, von der Art, daß sie von dem neuen wahrscheinlich nicht vergessen werden können.«

»Aber ich will das Schloß vertheidigen!« rief Haslerigge. — »He! — Holla! — Hubert! — Toms!«

»Noch ein Wort,« donnerte Pierrepoint, »so stoße ich in mein Jagdhorn, und ehe die Berge das Echo zurückgegeben haben, ist das Schloß durch meine Freunde umzingelt, und zwar in solcher Anzahl, daß Ihr nicht daran denken könnt, zu entrinnen, Ihr müßtet denn den Ring des Gyges oder die Flügel des Icarus haben. — Aber ein so niederträchtiger Königsmörder und feiger Räuber Ihr seid, — so sehr Ihr das Blutgerüst zieren würdet, und so reichlich Ihr dasselbe durch Eure Thaten verdient habt, so möchte ich doch nicht, daß selbst meine Feinde aus der Burg meiner Väter auf das Schaffot geschleppt würden; sonst hätte ich mich nicht der Gefahr

ausgesetzt, heimlich und allein zu kommen, da ich offen, und mit einem zahlreichen Gefolge kommen konnte. — Flieht daher, während Euch der Weg zur Flucht noch offen steht; versucht den Widerstand, und Ihr seid rettungslos verloren.«

Entweder weil er die Gefahr wirklich einsah, oder weil er nicht Lust hatte, abzuwarten, ob Pierrepoints Worte wahr gemacht werden würden, gab Haslerigge zu verstehen, daß er dem empfangenen Rathe zu folgen wünsche.

»Noch ein Wort;« rief Pierrepoint, ihn zurückhaltend. »Das Blut eines Märtyrers ist auf Eurem Haupte; bedenket, daß es Einen giebt, dessen Blut den Flecken auswaschen kann. Mag es nicht vergeblich für Euch vergossen worden sein. — Geht jetzt; Ihr seid frei. — Schlagt die Straße nach Norden ein, und Ihr seid in Sicherheit.«

Blanka und Leonore waren, wie man sich denken kann, höchst theilnahmvolle Zeuginnen dieses Auftrittes. Sie hatten gehört, daß Pierrepoint tapfer sei, und kannten ihn als ehrenwerth, aber nach dem, was sie so eben erlebt, überzeugten sie sich, daß neben seinem Leichtsinne, seiner heitern Fröhlichkeit, auch eine seltene Geistesgegenwart, eine bewundernswerthe männliche Festigkeit ihm eigen seien, und dies verlieh seinem Character in ihren Augen den höchsten Werth.

Hätte Lady Leonore in ihrer Neigung zu Pierrepoint früher noch geschwankt, so waren doch sein Benehmen von diesem Morgen, und der feierlich-ernste Ton, mit dem er Haslerigge ermahnte, hinreichend, ihre Wahl unumstößlich zu begründen. Und sie verhehlte dies nicht länger; sie reichte ihm die Hand, sagte aber dabei, daß sie eigentlich doch gezwungen sei, zwischen zwei Uebeln zu wählen: zwischen der Unannehmlichkeit, das Schloß

mit ihrem ganzen Gepäcke zu verlassen, und — sich einen Gemahl aufzubürden.

Die Lady Blanka wählte, aus bloßer Liebe zu ihrer Schwester, und dem Wunsche, stets in deren Nähe zu leben, Winterton-Hall zu ihrem beständigen Wohnsitze, und zwar mit dem Range und Titel einer Lady Blanka Winterton, und das Vermögen der Schwestern gestattete den beiden Freunden, auf eine, ihrem Stande angemessene Weise zu leben.

VI.

Der Ball zu Riobamba.

Eine amerikanische Erzählung von John Edwards, Esq.

Der würzige Zephyr eines ewigen Frühlings durchweht das reizende, von der Natur reichgeschmückte Thal von Riobamba. Von den höchsten Bergen der neuen Welt umgeben, welche majestätisch in die Wolken hinausragen, wie die der Carpathen, herrscht hier dennoch das glücklichste Clima, und der Boden bringt die lieblichsten und schönsten Früchte in unendlicher Mannigfaltigkeit hervor. Dies friedliche Thal scheint glücklich gesondert zu sein von den Sorgen, den Thorheiten und Lastern der übrigen Welt. Riobamba ist auf allen Seiten von den gewaltigen Andes umschlossen, der Tschimborasso, der höchste ihrer Berge, das

Haupt mit ewigem Schnee bedeckt, blickt stolz in das Thal hinab, unerschüttert durch die Stürme von vierzig Jahrhunderten und die Erdbeben, welche das flache Land so oft verwüsteten. Gleich einer bejahrten Kokette hat seine eisige Spitze, obgleich sein Herz von Feuer erfüllt ist, der Annäherung jedes Mannes gespottet, und wird dies ewig thun.

Ein anderer von den Bergen der Andes ist der Vulkan Cotapaxi, schön in seiner Form, aber furchtbar in seinen Ausbrüchen, welche so regelmäßig Statt finden, daß man sie fast voraus berechnen kann. Der Cylinder von blendender Weiße, der, sich aus dem dunkeln Walde, welcher seinen Fuß begränzt, erhebend, das Ansehen einer Alabaster-Statue auf einem Piedestal von Ebenholz gewinnt, erreicht eine Höhe von beinahe neunzehn Tausend Fuß, und spiegelt die glänzendsten Regenbogenfarben zurück, wenn die Sonnenstrahlen in gewisser Richtung auf ihn niederströmen.

Mehrere Jahre hindurch war der Berg ruhig gewesen. Die verwüstenden Flammen, welche ohne Unterlaß in seinem Innern tobten, gaben kein Zeichen ihres Daseins, aber eine verrätherische Stille betrog den Verdachtlosen. Die üppige Vegetation der tropischen Zone verbarg die durch frühere Eruptionen angerichteten Verwüstungen. Auf der Oberfläche der Erde athmete Alles Ruhe und Frieden, und die Bewohner des Thales wiegten sich in den Traum immerwährender Sicherheit, wenn sie ihre wogenden Kornfelder, ihre unter der Last der Früchte sich beugenden Obstbäume betrachteten.

Der Herr von Riobamba, der Marquis de los Emeraldos, stammte von Pizarro, dem Eroberer und Verwüster Peru's ab, und noch näher von Garcilacho de la Vega, dem Abkömmlinge sowohl, als dem Geschichtsschreiber der Incas. Der Marquis vereinigte so in seiner Person alles, was sowohl den spanisch-

peruanischen Creolen, als auch den eingebornen Indianern Ehrfurcht gebieten konnte. Durch Geburt so hoch ausgezeichnet, war er stolz, und sein Stolz war die Quelle seiner Fehler sowohl, als seiner Tugenden. Die engherzige Politik des spanischen Hofes schloß jeden Creolen, wie hoch auch seine Abkunft, wie groß seine Talente sein mochten, von jedem obrigkeitlichen Posten in jenen Colonien aus. Dies war das Loos der Nachkommen jener strafwürdigen Männer, welche der Oberherrschaft des Mutterlandes einen Altar errichteten, dessen Grundlage die Leichen vieler tausend hingeschlachteten Indianer waren; so traf die Vergeltung in gewisser Hinsicht ihre eigenen Kinder, und vielleicht nie gab es einen abschreckenderen Beweis für die Erfüllung des dritten Gebotes: Die Sünden der Väter sollen an den Kindern gestraft werden bis in das dritte, vierte Glied.

Die Talente des Marquis waren groß, aber unausgebildet zeigten sie nur von den Trümmern eines edlen Geistes. Die innere Kraft seines Characters, welche, auf Hohes geleitet, ihn zu einem Schmucke des Landes gemacht haben würde, fand aus den erwähnten Gründen keinen ihrer angemessenen Gegenstand, fand sich zurückgestoßen, und erzeugte ein bitteres melancholisches Gefühl, ein finsteres, mürrisches Aussehen, ein herrisches, despotisches Wesen. Aber aller anscheinenden Rauheit und Härte ungeachtet waren mildernde, wahrhaft edle Züge in seinem Character. Wenn der Stolz auf seine Geburt, und das Gefühl seiner persönlichen Ueberlegenheit ihn im Umgange mit dem Adel Peru's schroff und kalt erscheinen ließ, so war er doch gegen Niedere freundlich und gütig. Seine Unterthanen betrachteten ihn als einen liebevollen Vater, und segneten ihn als ihren Wohlthäter. Gleich seinen spanischen Vorfahren war er

mäßig im Genusse der Tafelfreuden; aber erzogen unter dem Einflusse der Mönchsherrschaft, waren seine religiösen Ansichten voll Intoleranz. Durch die kleinliche Eifersucht des Vicekönigs auf Peru beschränkt, und ausgeschlossen aus der Gesellschaft unterrichteter Fremder, hatte er nichts, womit er sich und seine Landsleute vergleichen konnte. Daher stiegen seine Vorurtheile in Hinsicht mancher Punkte bis zur Bigotterie. Er war warm in seiner Freundschaft, unversöhnlich in seiner Feindschaft.

Die Marquise war, gleich ihrem Gemahle, edler Geburt, und legte, ebenfalls gleich ihm, keinen geringen Werth auf diesen Vorzug. Sie stand zwar schon auf jener scharfen Gränzlinie, welche den sinkenden Sommer von dem beginnenden Herbste scheidet, aber sie war dessen ungeachtet noch ungemein anziehend. Wie bei allen spanischen vornehmen Creolinnen war auch ihre Erziehung vorzüglich auf äußere

Vollkommenheiten gerichtet gewesen, und so war ihr Tanz die vollkommenste Bewegung der Anmuth und Grazie. Wenn sie die Guitarre spielte, so nahm die Bewunderung das Urtheil gefangen; wenn sie ging, so lag eine majestätische Anmuth über jedem Schritt verbreitet; wenn sie sprach, zeigte sich die Schönheit der spanischen Sprache in ihrer ganzen Erhabenheit, ihrer ganzen Zärtlichkeit; der schwimmende Ausdruck ihres Blickes drang bis in die innersten Tiefen der Seele. Sie war, gleich der Circe, eine Zauberin, aber sie war auch wie die Circe mit bösen Geistern vertraut. Vergebens hätte man nach ihrer Pflichterfüllung als Hausfrau, nach ihrer zarten Sorgfalt als Mutter fragen können.

Wie lieblich war dagegen die reizende Erbin des Hauses de los Emeraldos. Von schlankem Wuchse, dunkelbraunen Augen, anmuthig in ihren Bewegungen, schön wie eine Statue von Alabaster, und mit einer überaus

wohlklingenden Stimme begabt, war Elisa zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte handelt, siebenzehn Jahre alt. In einem Kloster erzogen, war sie ihrem hohen Range angemessen ausgebildet worden, und zu den Vorzügen der Erziehung gesellten sich noch die liebenswürdigste Bescheidenheit und Jungfräulichkeit. Ihr Geist war reich gebildet worden. Der Pater Isidor, seit vielen Jahren Beichtvater in dem Hause ihres Vaters, ein ehrenwerther Spanier, in Kriegslägern und am Hofe aufgewachsen, der den einen Pfad der Pflicht nur verlassen hatte, um auf einem andern nützlich zu sein, hatte sie in der Geschichte und in der schönen Literatur unterrichtet. Aber er that noch mehr. Obgleich ein eifriger Katholik, war sein Geist doch frei von Bigotterie, und so lehrte er Elisen, daß Thun besser sei, als Glauben, und daß eine Handlung strenger Selbstverläugnung in der Sache der Tugend verdienstlicher ist, als eine Wallfahrt nach irgend einem wunderthäti-

gen Heiligenbilde Amerika's; oder das werthvollste Geschenk an die heilige Jungfrau.

Das Schloß des Marquis stand an dem Abhange des Cotapaxi. Gleich allen Wohnhäusern in Peru, und eigentlich im ganzen spanischen Amerika, war es sehr niedrig. Die häufigen Erdbeben hatten die ersten fremden Einwanderer diese Vorsicht gelehrt. Aber obgleich das Gebäude nur ein Stockwerk hoch war, bot es doch viel Raum, und war mit Geschmack und Pracht eingerichtet. Was man in Europa gewöhnlich aus Kupfer, Stahl oder Eisen verfertigt, bestand hier größtentheils aus Silber; aber die Pracht war schwerfällig und überladen. Der feine Geschmack ist in dem spanischen Amerika eine exotische Pflanze; er blüht nur, wo die Freiheit herrscht, aber er erkrankt und stirbt unter dem Hauche der Tyrannei.

Keine Sprache ist im Stande, einen Begriff von der erhabenen Schönheit der Aussicht

zu geben, deren man von den Terrassen der Gärten in verschiedenen Richtungen genoß. Blumen, die in unserem rauhen Clima selbst in den Gewächshäusern nur mit Schwierigkeit gedeihen, und Vögel von dem buntesten, glänzendsten Gefieder, schmückten den Garten; hochstämmige Bäume schienen ihre Gipfel in den Wolken zu bergen. Claude Lorrain und Salvator Rosa würden in diesem Paradiese Peru's auf gleiche Weise die Befriedigung ihres Lieblingsgeschmackes gefunden haben. Es fehlte nichts, als — Sicherheit.

Es war der Geburtstag der Donna Elisa. Der Stolz und die Liebe des Vaters hatten alle Vorkehrungen zu einer höchst glänzenden Feier dieses Festes getroffen. Der Adel Peru's ehrte den Tag durch seine Gegenwart. Manches reichgeschmückte Maulthier, einen bejahrten Edelmann tragend, sah man die schmalen, gefahrvollen Pfade, welche in das Thal führten, hinabsteigen. Mancher Ritter zeigte sei-

ne männliche Anmuth und seine Geschicklichkeit in der Führung seines feurigen Rosses, und manche Donna verbarg ihre liebliche Gestalt in einer Sänfte.

Endlich war der glänzende Zirkel beisammen, und die schöne Elisa der allgemeine Magnet; auf sie richteten sich die Augen Aller. Die älteren Gäste ihres edlen Vaters empfingen von ihr jene achtungsvolle Aufmerksamkeit, welche, von einem weiblichen Wesen ausgehend, das mit Jugend und Schönheit geschmückt ist, sich unwiderstehlich in das Herz bejahrter Männer schleicht. Wo ist der alte Mann, der unempfindlich bleiben kann bei dem freundlichen Lächeln eines rosenwangigen Mädchens? In den Sälen des Marquis de los Emeraldos gab es keinen solchen. Unter den ausgezeichneten Gästen ihres eigenen Geschlechtes leuchtete Elisa mit so sanftem Lichte hervor, wie der Mond unter den Gestirnen. Sie verbarg ihre Ueberlegenheit hinter dem

Schleier der Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, und entwaffnete durch ihre Liebenswürdigkeit selbst den Neid. Wo sie ging oder stand, da war sie von einem Kreise vornehmer Jünglinge umringt, deren jeder eifrig danach rang, ein freundliches Lächeln von ihr zu erhaschen. Sie sprachen die Sprache höfischer Galanterie zu ihr; Helenens Ohr lauschte ihren Worten mit scheinbarer Aufmerksamkeit, aber ihr Herz fühlte dabei nichts, — ein Gast war fern.

Endlich ritt ein stattlicher Ritter, aus dem dichten Gehölze hervorkommend, in das Thal herab. Ein edles Roß von andalusischer Race trug ihn. Der Reichthum seines Anzuges verkündete seinen hohen Rang, die Auswahl der Kleidung seinen feinen Geschmack; aber als der Reiter näher kam, vergaß man über ihm selbst dieser Nebendinge. Seine majestätische Gestalt, sein funkelndes Auge, seine Rabenlocken, die Verschmelzung von Würde und

Sanftmuth in seinem ganzen Wesen verkündeten den reichbegabten Günstling der Natur.

Dieser Ritter war der Graf von Truxillo; und ein tiefes Erröthen überflog die rosige Wange Elisa's, als sie seiner ansichtig wurde, ein Strahl beglückender Zuneigung. Der Graf hatte Elisen seine Liebe noch nicht mit Worten gestanden, aber er hatte Blicke mit ihr gewechselt, hatte so verständlich geseufzt, und ihr so zärtlich und verstohlen die Hand gedrückt, daß sie sich nicht irren konnte: Dies waren die Anzeichen der aufrichtigsten Liebe. — —

Das Banket war vorüber. Die Erde, die Luft, das Meer, so wie alle, selbst die fernsten Theile des Erdballes, hatten dazu ihre Produkte liefern müssen. Die Confectbäcker von Quito hatten ihre Kunst erschöpft; schäumender Wein, in goldenen, mit Edelsteinen besetzten Pokalen aufgetragen, stimmte die Gesellschaft lebhaft, doch hielt die natürliche Frugalität der Spanier einen Jeden ab, des Gu-

ten zuviel zu thun. Da ertönte das Signal, den Speisesaal zu verlassen, und freudig wird demselben gehorcht. Tausend Wachskerzen, auf kostbaren Kandelabern aufgestellt, strömen ein blendendes Licht aus. Ruhebänke von massivem Silber, mit seidenen Polstern bedeckt, laden die Müden ein, auf ihnen Platz zu nehmen. Ueberall schmücken Schönheit und Jugend die Scene. Die regelmäßig schönen Gestalten der Creolinnen zeigen sich in der vollen Anmuth der Bewegungen. Die wogenden Busen von der blendendsten Weiße werden von diamantenen Spangen gehalten. Die großen dunkeln Augen schießen Strahlen eines durchdringenden Feuers. Die zarten Knöchel blicken in der reizendsten Form, welche die Natur ihnen verleihen kann, unter den gold- und silbergestickten Kleidern hervor. Die entzückendste Schönheit wurde durch die üppigsten Stellungen noch mehr hervorgehoben. Der Tanz ist in Deutschland nur eine Geschicklichkeit, in Spa-

nien und dessen Colonien aber eine Leidenschaft.

Nachdem Graf Truxillo und Elisa einen National-Tanz geendet hatten, für welchen ihnen die lebhafteste Bewunderung der ganzen Gesellschaft gezollt worden war, traten sie mit einander an ein geöffnetes Fenster.

»Reizende Elisa,« sagte der Graf hier, halb flüsternd; »könnte ich doch nur die Hälfte dessen ausdrücken, was ich in diesem Augenblicke fühle. Ihnen zu sagen, daß ich aus vollem Herzen die Freude theile, welche ganz Peru über den Geburtstag seines schönsten Schmuckes empfindet, hieße weiter nichts, als daß ich, gleich Andern, Augen habe, die unvergleichlichste Schönheit zu erkennen. Aber mein Herz lehrt mich eine andere Sprache; es sagt mir, wie prächtig auch die Hülle sei, so bleibe sie doch im Werthe weit zurück gegen den Juwel, den sie im Innern birgt; daß körperliche Schönheit und bezaubernde Anmuth die gering-

sten Ihrer Vorzüge sind; daß Ihr edler, gebildeter Geist, Ihre Herzensgüte, Ihr treffendes Urtheil Reize sind, welche dem Einflusse der Zeit widerstehen werden, und Sie, sollte dies anders möglich sein, dem Manne noch ungleich theurer machen müssen, der einst so glücklich sein wird, Sie zu besitzen. — Elisa, — theuerste Elisa, ich liebe. Lange, glühend, herzlich, ausschließlich liebe ich Sie. Mein Glück hängt nur von Ihrer Entscheidung ab. Was gelten mir Ehre und Reichthum, wenn ich sie nicht mit einem Wesen theilen kann, dessen Eigenschaften den höchsten Rang schmücken würden, von diesem aber keinen Glanz zu empfangen vermögen. Ich schmeichle mir, daß weder meine Person noch meine Verhältnisse Ihren Eltern verwerflich erscheinen werden; aber, theuerste Elisa, nur Ihr Herz ist es, nach dessen Besitz ich strebe. Erlange ich dieses, so fordere ich das Glück heraus; aber ohne dessen Besitz ist mir

die Welt nur eine Wildniß, das Leben eine Last.«

Während der Graf so sprach, befand Elisa sich in der reizendsten Verwirrung, und das Zittern ihrer Hand, welche der Graf in der seinigen behalten hatte, sagte ihm, daß er eine aufmerksame und theilnehmende Zuhörerin gehabt hatte. Aber noch ehe sie zu antworten vermochten, erfüllte ein hohlklingendes, unterirdisches Getöse ihr Herz mit Entsetzen. Anfangs glich es dem Rollen entfernten Donners, aber von Sekunde zu Sekunde zunehmend, schien es endlich, als fände unter ihren Füßen ein anhaltendes Artilleriefeuer Statt. Das Geschrei der Hausthiere, die Angst der Vögel, welche wie blind gegen die Wände des Hauses flogen, das Entsetzen der ganzen belebten Natur, waren die untrüglichen Vorboten einer jener furchtbaren Erschütterungen im Innern der Erde, welche die neue Welt so oft und so fürchterlich verwüstet

haben. Der Himmel, welcher bisher jene klare Bläue gehabt hatte, die ihm unter jener Zone eigenthümlich ist, wurde plötzlich verfinstert, und der glänzende Vollmond verschwand von dem Himmelsbogen.

Verschwunden war in der noch eben so fröhlichen Gesellschaft wie auf einen Zauberschlag jede Spur von Heiterkeit. Furcht und Entsetzen hatte die Freude verdrängt; die schrecklichste Gefahr hatte jeden Gedanken an Lust und Vergnügen verbannt. Die Gesichter Aller waren bleich, Aller Herzen bebten in ängstlicher Erwartung. Jedes Knie beugte sich vor dem Allmächtigen, dessen Hand die gewaltigen Berge spielend umzustürzen drohte.

Da erfolgte ein furchtbarer Stoß; die Mauern des Hauses barsten an mehreren Stellen; gewaltige Felsblöcke rissen sich los von der verwitterten Spitze des Cotapari, und stürzten mit gräßlichem Getöse hinab in das Thal. Ein wüthender Sturmwind entwurzelte

heulend die gewaltigsten Stämme des Waldes. Aller Augen wendeten sich nach dem Berge. Eine dichte Rauchsäule, mit Feuer gemischt, erhob sich von jener Höhe, die noch nie von dem Fuße eines Menschen betreten ward, in die Wolken. Kaum war die gewaltige Oeffnung des Vulkanes weit genug für die ungeheuren Massen, die ihr entquollen. Das Krachen des Berges war so laut, daß man es in einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen hören konnte; im Vergleiche mit ihm ist das Feuern von tausend Stücken Geschütz nur ein leiser, lieblicher Klang. Der Cotapaxi erbebte bis in seine Grundfesten. Die Porphyrwand, welche den Krater umschließt, scheint zu schwach, um dem furchtbaren Elemente Widerstand leisten zu können. Lavaströme wälzten sich an mehreren Orten den Abhang des Berges herab. Ein Lichtmeer, blendend genug, um das Auge erblinden zu machen, entströmte plötzlich dem Krater. Die

ungeheure Feuersäule, welche vielleicht bis zum Mittelpunkte des Erdballes hinabreicht, hat jeden Widerstand, der sich ihr entgegen setzte, besiegt, und steigt in unermeßlicher Höhe über den Krater hinaus. Entfernte Provinzen werden durch die verderbenbringende Flamme erhellt. Die eisigen Spitzen des Tschimborasso und Antisana scheinen in Gluth getaucht, und gleichen blitzenden Diamantpyramiden. Die Seiten des Cotapaxi strömt der geschmolzene Schnee herab, der sich seit vielleicht dreißig Jahren dort angesammelt hatte. Die fürchterlichste Hitze beginnt die Felsen zu durchglühen. Endlich wird die nackte Spitze des Cotapaxi sichtbar, und die, welche das gräßlich-schöne, furchtbar-erhabne Schauspiel erlebten, werden des Eindruckes, den es auf sie machte, gewiß nie vergessen.

Während alles das so eben Beschriebene sich rasch hintereinander ereignete, war Elisa in Ohnmacht gesunken, und der Graf hatte

sie auf den Armen in den Garten getragen. In der freien Luft kehrte sie bald wieder zum Leben zurück, doch nur zu augenblicklichem Schrecken und herannahendem Verderben.

Das Haus des Marquis ist verlassen. Der Edle und der Bauer, der Reiche und der Arme, Alt und Jung floh das Gebäude, das über ihren Häuptern zusammenzustürzen drohte, und flüchtete sich auf die Terrassen. Die Erde erbebte hier unter ihren Füßen. Unaufhörlich niederfallende, glühend heiße Asche droht sie zu bedecken. Schwefliche Dünste verpesten jeden Athemzug. Aber noch ein neues Entsetzen naht. Von der Höhe herab ertönt das Rauschen niederstürzender Gewässer. Cotapaxi scheint von Wasserfällen verschlungen werden zu sollen. Bäume und Felsstücken werden gleich Strohhalmen von dem Sturme umhergetrieben. Von Abhang zu Abhang stürzt ein unermeßlicher Strom herab. Er erreicht die Besitzungen des Marquis. Entsetzen geht

ihm voraus, die Vernichtung jeder Spur menschlichen Kunstfleißes folgt seinen Fersen.

Mit dem Beistande des Grafen Truxillo trachtete der Marquis, Elisa dem Wassergrabe zu entreißen. Die Marquise klammert sich verzweifelnd an ihren Gemahl. Die Boten des Geschicks erreichen sie. Der gewaltige Strom überfluthet alle Schranken. Die unglückseligen Eltern werden durch die Gewalt des Wassers von ihrem bejammernswerthen Kinde hinweggerissen. Ein schwaches Angstgestöhn verkündet ihren letzten Kampf. Nach wenig Augenblicken ist kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Die Trümmer des Hauses werden von der Fluth gleich Korkstücken fortgetragen. Menschen, Thiere, Häuser, Bäume sind nicht mehr zu erblicken. Die furchtbare Ruhe des Todes hat sich über dem Orte gelagert, der nur noch wenige Stunden zuvor von der Stimme der Freude und Fröhlichkeit wiederhallte. Das Thal von Riobamba

war in einen unermeßlichen See verwandelt.

Aber wo waren Elisa und der Graf? Ruhen auch sie in dem allgemeinen Fluthengrabe?

Nein! Ein wunderbares Schicksal hat sie gerettet. In dem Augenblicke, wo ihr Untergang unvermeidlich schien, schwamm ein ungeheurer Baumstamm zu dem verlassenen Paare heran. All' seine Kraft anstrengend, schwang sich der Graf, seine schöne Bürde in dem einen Arme haltend, hinauf. Mit der Schnelligkeit eines Pfeiles wurden sie anfangs von der Fluth dahingetragen, bis endlich die Heftigkeit der Strömung nachließ, und sie einen Felsen erreichten, der ihnen Sicherheit gewährte.

Aber welches Schauspiel breitete sich hier vor dem Blicke der Erbin von los Emeraldos aus! — Sie sah das Grab ihrer Eltern vor sich — ihre Besitzungen zerstört — ihre Freun-

de dem Tode in die Arme geliefert — eine tobende Fluth unter, ein Feuermeer über sich.

Und dennoch war sie in dieser entsetzlichen Lage nicht verlassen. Ihr himmlischer Vater war ihr Schützer, der Graf ihr Tröster. Sie wurde dem edlen Manne durch das Unglück, welches ihre Reichthümer hinwegraffte, nur noch theurer, und er trachtete, ihr durch sich jeden erlittenen Verlust zu ersetzen.

Er heirathete sie, und ihre Verbindung war eine segensreiche.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Adelaide von Hohenstein. Ein Roman von Bettina Dalini. 8. 1827.

Adeline v. T..., der Zug nach Canossa. Roman aus dem 10. Jahrh. 2 Thle. 8. 1830.

Adolphi, M., Die Schwestern. Roman. 2 Thle. 8. 1829.

Alben, W. v., Graf Branzka. Ein geschichtlicher Roman aus Griechenlands neuester Zeit. 2 Thle. 8. 1828.

Arminia, Das Dreiblatt. Drei Erzählungen. 8. 1827.

Bühren, Ad., Die Erzählung auf der Flucht, flüchtig erzählt. 8. 1827.

Emilie Milde, oder des Schicksals Fluch. Eine romantische Erzählung vom Verf. der Mahlciche, Auguste Walther, Familie von Homburg u. a. m. 2 Thle. 8. 1828.

Ewald, Das Salzbergwerk zu Wieliczka. Anhang zur Fürstentochter. 8. 1827.

— Sandsteine. Gesammelte Erzählungen. 1r u. 2r Bd. 8. 1826. 3r und 4r Bd. 8. 1827.

Falckh, J., Gunhilde die Wilde, oder die Waldkapelle im Hubthal. 3 Thle. 8. 1827.

Grönau, J., Kunigunde, Königin von Böhmen. Historisch-romantisches Gemälde aus d. 13. Jahrhundert. 2 Thle. 8. 1830.

Hesse, W., Kaiser Conrads Kreuzzug. 2 Thle. 8. 1830.

Hildebrandt, Th., Die Entführung, oder die Abentheuer in Madrid. 2 Thle. 8. 1829.

— — Der Vampyr, od. die Todtenbraut. Ein Roman nach neugriechischen Volkssagen. 8. 2 Thle. 1828.

Hildebrandt, Th., Die geheimnißvollen Schlösser, oder der Geist des Ermordeten. Ein spanischer Roman. 2 Thle. 8. 1829.

St. Hubert und andere Erzählungen von der Verfasserin der Erna, Felicitas, Amadea. 8. 1828.

St. Jacobifest, das, und andere Erzählungen von der Verfasserin der Erna, Felicitas, Amadea. 8. 1828.

Ingemann, B. S., Erick Menweds erste Jugend. Aus dem Dänischen übertragen von L. Kruse. 4 Thle. 8. 1829.

— — Waldemar der Sieger. Histor. Roman v. B. S. Ingemann. Dem Dänischen nacherzählt. 3 Thle. 8. 1827.

Joger, S., Die heilige Schaar. 2 Thle. 8. 1830.

— — Die Wanderung. 2 Thle. 8. 1830.

Jördens, G., Amalfried der Thüringer. Historische Novelle aus dem 6. Jahrh. 8. 1828.

Kahlert, A., Ewald und Bertha. Idyllisches Epos in sechs Gesängen. 16. 1829.

Kruse, L., Die Klosterruine in Norwegen. Das Judasbild. Zwei Erzählungen. 8. 1830.

— — Nord und Süd. In zwei Novellen: Nordische Freundschaft. Anna Kapri. 8. 1829.

— — Der Maurer. Nach dem Franz. 3 Thle. 8. 1830.

— — Der Verschollene. Novelle. 8. 1830.

— — Die Rache. Erzählung. 8. 1829.

— — Zwiefache Treue. Erzählung. 8. 1829.

Leibrock, A., Eckbert der Einäugige, oder die Ermordung der Braunschweiger Bürgermeister. Historisch-romant. Gemälde des 15ten Jahrh. 2 Thle. Mit 1 illum. Titelkupf. 8. 1829.

Leibrock, A., Der Doctor. Historisch-romantisches Sittengemälde. 2 Thle. 8. 1830.

— — Der verwünschte Ball und drei andere Erzählungen. 8. 1828.

— — Bligger von Steinach der Geächtete. 2 Thle. m. K. 8. 1827.

— — Die furchtbaren Erscheinungen in der St. Annenkapelle des Clarissenklosters zu Neapel. Eine Klostergeschichte. 8. 1828.

— — Gustav und Elise, oder die Leiden der Familie Mahlmann. 2 Thle. Mit Elisens Bildniß. 8. 1828.

— — Das Schlachtfeld bei Torente. Eine Räuber- und Revolutionsgeschichte. 2 Thle. 8. 1829.

— — Das Turnier zu Goslar. 8. 1830.

— — Die Zerstörung der Burg Hohenbüchen. Ein Gemälde menschl. Verirrungen aus dem 14. Jahrh. 2 Thle. Mit Titelkpfr. 8. 1828.

Mädchen, das, von der Kronenburg. 8. 1830.

Morani, G., Marel und Olivades. Räubergesch. aus Spanien. 8. 1830.

— — Arzobiso, oder die Räuberkluft im Cabrillasgebirge. Die Novize, oder das Kloster Santa Speranza. Zwei Novellen. 8. 1829.

— — Thanatos und Valdea oder Zaubermacht u. Liebe. Romant. Räubergeschichte. 8. 1828.

Oefele, A. Frhr. v., Hermenegild und Ingunde. 2 Thle. 8. 1830.

— — Die letzten Johanniter auf Rhodus, od. die Belagerung dieser Ordensinsel durch die Türken im Jahre 1522. Ein histor. Gemälde, mit Noten. 2 Thle. Mit Villiers Bildniß. 8. 1829.

Bayerische Staatsbibliothek München

Rathe, Dr., Otto v. Rheinberg. 8. 1830.

Reichenbach, M., Freischützfunken. Erzählungen. 3 Bdchen. 8. 1829. 1830.

Roderich, M., Das Wiedersehen am Meerbusen von Christiania. 8. 1830.

Sebaldo, E., Sommerfrüchte. Mit Vorrede von *r. 2te Aufl. 8. 1827.

Smidt, H., Erzählungen. 2r Band. (Meine Reise in die neue Welt ꝛc.) 8. 1827.

— — derselben 3r Bd. (Die Rache des beleidigten Stolzes, nebst einigen andern Erzählungen.) 8. 1828.

— — Seegemälde. 8. 1828.

Stahl, H., Die Ideale. Ein Roman. 8. 1829.

— — Erzählungen. 2 Thle. 8. 1828.

— — Die Familie Hachenburg. 8. 1828.

— — Otto Schütz und der Auskultator Ewald. Historisch-romantische Erzählung. 8. 1828.

Victor, Leonore. Nach Bürgers Ballade. 8. 1830.

Wodomerius, E., Rudolph von Eggenberg. Histor. romant. Erzählung. 2 Thle. 8. 1829.

— — Der schwarze Born. Der Egoist. Zwei Erzählungen. 8. 1827.

— — Elisabeth und Anna von Rußland. 2 Thle. 8. 1827.

— — Elisabeth v. Frankreich u. Iwan. Zwei Erzählungen. 8. 1825.

— — Madame Geoffrin und Aloyse, ꝛc. Zwei Erzählungen. 8. 1826.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alvensleben, Ludwig <<von>>,

Romantik und Liebe eine Sammlung von Erzählungen

Bd.: 2

Leipzig (1831)

P.o.germ. 30 ma-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104593-9